Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 21 — Marburg i. H., den 23. Mai — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1634 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Pfingsten — Eine Glaubenslehre für die Gemeinde (Hackenschmidt) — Die Psychologie des Gewissens nach Shakespeare. Schluß — Die Lehre der Christian Science: 1. Gott und Welt; 2. Dreieinigkeit und Christus — Ein Winter religiöser Diskussionsabende mit modernen Arbeitern — Aus der neueren Missionslitteratur. 3. Die evangelische Mission der Gegenwart. Schluß — Selbstanzeigen: Geistliches Liederbuch (Weimar); Soziales Rittertum in England (Classen); Kultus- und Geschichtsreligion (Jüngst) — Verschiedenes: Der Stand der Schulbibelsache in Württemberg; Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes (Stosch); Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsre Kultur (Schmitt); Kollegiales Sendschreiben an Ernst Haeckel (Nippold); Machiavelli (Fester); Aus Litteratur und Kunst; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Pfingsten

Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch. Joel 3, 1.

Je länger man über dieses Wort nachdenkt, desto weiter wächst es ins Unendliche. Zwar „Fleisch“ ist ein Ausdruck, der uns auf der Erde festhält; „alles Fleisch“ meint das endliche Menschengeschlecht. Aber es ist das Menschengeschlecht in seiner zwar begrenzten, doch für unser Denken unermeßlichen Ausdehnung durch alle Welten und Zeiten. Und von diesem Menschengeschlecht in seiner Ganzheit, so daß keine Ausnahme vorbehalten ist, wird gesagt, daß Gott seinen Geist über es ausgießen will. Die Verheißung ist da, sie ist einmal zum ersten Mal ausgesprochen, zum ersten Mal geglaubt, dann immer wiederholt und weiter getragen worden. Trotz aller Enttäuschung, trotz aller Unwahrscheinlichkeit. Trotz dem Zeugnis jahrhundertelanger Erfahrung wider die jubelnde Zuversicht, die je und je über Einen, über Zwölf, über Hundert und Zwanzig kam: Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren!

Philosophen, die den Gottesgedanken zu Ende denken wollten, haben widersprochen um der Selbstherrlichkeit Gottes willen, der von Ewigkeit her Etliche zum Zorn, Etliche zur Seligkeit bestimmte. Philosophen, die ohne den Gottesgedanken weiterzukommen meinten, haben gegen die widersinnige „Seelengleichheitslüge“ des Evangeliums protestiert, die ihrem aristokratischen Anspruch im Wege stand. Unter all dem Widerstreit der Gedanken, Ansprüche und Wirklichkeiten wächst das Wort ins Riesengroße: „Ich will ausgießen meinen Geist über alles Fleisch.“ Es bleibt dabei, daß auch die vielköpfige Menschenmasse mit ihrer Schwachheit und Stumpfheit, Selbstsucht und Narrethei besser ist als „viele Sperlinge“, es bleibt bei dem unendlichen Werte jeder einzelnen Menschenseele. Und wo Arzt und Erzieher, Volksfreund und Prediger verzweifeln, wo das Denken aufhört über dem furchtbaren Druck der grausamen Notwendigkeiten, in denen wir gefangen sind, lacht der allmächtige Gott unsers Kleinglaubens; er wirds doch machen und das große Menschheits-Pfingsten heraufführen. Und wenn wir ihm unser Zutrauen heute aufsagen wollten: sein Werk kann Niemand hindern, sein Arbeit darf nicht ruhn — „Gott hat Alle beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich Aller erbarme.“

Wenn wir uns doch ein wenig mehr wundern wollten über Gottes Wort! Ein wenig mehr dahinter suchen als die Wiederholung uns von Kind auf vorgestammelter und fast zu Trivialitäten gewordener Wahrheiten! Pfingsten ist wirklich etwas Größeres als „das Stiftungsfest der christlichen Kirche.“ Es ist Erinnerung an eine große, übermenschliche Verheißung, die an das Herz eines Jeden klopft und Einlaß begehrt, damit es ganz anders mit ihm werde. R

Eine Glaubenslehre für die Gemeinde

So darf man das Buch heißen, das soeben der Straßburger Pfarrer D. Karl Hackenschmidt hat erscheinen lassen: Der christliche Glaube. (Calw und Stuttgart, Calwer Verlagsverein 1901. 380 S. 4 Mk.) Wohl hat er zunächst auch an die jüngern Amtsbrüder gedacht, wenn er den Inhalt unsres Christenglaubens in einfachster Form, ohne gelehrte Terminologie und historischen Apparat, und doch, wie er hofft, nicht in unwissenschaftlicher Form vorführt: sein Buch entstand unter den Bedrängnissen eines dornenvollen Stadtpfarramts, in einsamem Nachdenken, in mühsam der Berufsarbeit abgerungenen Stunden, unter mancherlei innern und äußern Anfechtungen. Aber höher, sagt er, ging sein Streben. Für die Gemeinde wollte er schreiben. Nicht für die am Glauben irre Gewordenen, nicht eine Apologie, sondern für Christen, die sich gern Rechenschaft geben möchten vom Grund unsres Glaubens. Das thut Not. Keine Thätigkeit ersetzt den Mangel an klarer Erkenntnis: wer selbstthätig sein will in der Liebe, muß selbständig sein im Glauben.

Aus der vollen Anschauung des Lebens heraus schildert Hackenschmidt, wie das Christentum Vielen eine höchst unbestimmte Größe ist, wie es ein Eifern für den alten Glauben giebt, mehr aus konservativer Gesinnung als aus Ueberzeugung; wie viele Andere die Herrlichkeit des Herrn geschaut haben, aber ihre Glaubensfreudigkeit auf Stimmungen und Gefühle, d. h. zuletzt oft auf die Persönlichkeiten gründen, die solche hervorrufen, urteilslos dem Zauber menschlicher Namen unterliegend.

Kraftvoll setzt das erste Buch ein: Christus unsres Glaubens Grund. Mit wenigen sichern Strichen zeichnet es, was christlicher Glaube ist: nicht Philosophie fürs Volk, nicht Kunstgenuß fürs Volk, nicht Moral fürs Volk. Eine durch den Willen festgehaltene, für das Gefühl wertvolle, das Leben bestimmende Ueberzeugung, Sache freier Entscheidung. Nicht ein mehr oder weniger resigniertes: ich muß glauben, sondern ein beseligendes: ich darf glauben. Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott, den wir nicht in der Natur, nicht im Gewissen, sondern in der Geschichte finden; Christus ist unsres Glaubens Grund. Ebenso fromm als frei wird das Verhältnis der heiligen Schrift zur Offenbarung Gottes bestimmt; ungesucht daraus die Art und Weise der Darstellung abgeleitet, warum in ihr so Vieles anders, als man es gewohnt ist? Pietätsvoll und tapfer wird Recht und Grenze der Pietät geprüft. Was wäre aus der Reformation geworden, wenn ihre Vertreter sich durch den Hinweis auf den „alten Glauben“ hätten imponieren lassen? Christus hat nicht gesagt: Ich bin die Gewohnheit! sondern: Ich bin die Wahrheit! Nun geht die in der Kirche hergebrachte Behandlung darauf aus, die Glaubenslehre zu einem System zu gestalten, dessen einigendes Prinzip die Konsequenz des menschlichen

Denkens ist. Aber diesem Verfahren widerspricht die zentrale Bedeutung, die für den Christen Christus hat; der christliche Gottesglaube und das christliche Schuldgefühl sind nicht die Voraussetzung, sondern die Frucht des Glaubens an Christus. Wir fassen ins Auge, was geschehen ist, und forschen auf Grund der Thaten Gottes den Spuren der göttlichen Gedanken nach, fragen nicht umgekehrt zuerst: Was mußte Gott thun, uns zu erlösen? wie mußte der Erlöser beschaffen sein? welchen Forderungen mußte er genügen? Daher bekommt z. B. die Lehre vom Werk Christi ihre Stelle vor der Person, denn wir glauben an ihn um dessen willen, was er uns zu gut gewirkt hat und ewig wirkt. Alle einzelnen Lehrstücke werden in unmittelbare Beziehung zu ihm gesetzt. Die ganze Entwicklung verläuft wie eine Kreislinie; jeder Punkt hat seine Berechtigung darin, daß er durch das Zentrum bestimmt ist, in derselben Abhängigkeit vom Zentrum steht. Das Zentrum aber ist Christus. Im Einzelnen soll man nicht Alles künstlich unter einen einzigen Gesichtspunkt zwingen. Es ist ein vierfaches Gut, das uns von Gott in Christus gegeben ist, ein einheitliches harmonisches Christenleben zu wirken. Hackenschmidt nennt dieses vierfach einheitliche Gut in bewußt freiem Anschluß an 1. Kor. 1, 30: Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. So tragen also nach dem ersten grundlegenden Buch: Christus unsres Glaubens Grund, das zweite bis fünfte die entsprechenden Ueberschriften: Christus unsre Weisheit, Christus unsre Gerechtigkeit u. s. f. Dann folgt als sechstes die Person des Herrn. Das siebente: Die Gegenwart des Herrn. Es umfaßt die Lehre von der Kirche und den Gnadenmitteln; das letzte handelt von der Zukunft des Herrn.

Nun hieße es Vertrauen nicht mit Vertrauen erwidern, die persönliche Offenheit, die wie eine erquickende Luft das ganze Buch durchweht, nicht ehren, wollte ein dankbarer Berichterstatter seine Fragezeichen verschweigen. Z. B. der Gedanke des Wunders bedarf, so gewiß er mit Recht als ein Gedanke des Glaubens bezeichnet wird, genauerer Erwägung, wenn jeder Verdacht, daß es sich nur um fromme Betrachtung handle, beseitigt werden soll. Denn daß auch der Forscher und Künstler eine Person sein könne, ist keine ausreichende Analogie; lebt doch der Künstler mit Recht in der Welt des schönen Scheins, indeß der Fromme, wie uns Hackenschmidt an anderm Ort eindringlich zeigt, vom Hunger nach Wirklichkeit verzehrt wird. Oder die Antwort auf die Frage: Wie kann die angeborene Sünde Schuld sein? Die Zweifel sind hier, scheint es, zum Teil überzeugender zum Worte gekommen, als ihre Verneinung. Denn der Satz: wir Christen empfinden unsre ganze sündhafte Vergangenheit als Schuld, geht in dieser Allgemeinheit offenbar zu weit; und es läßt sich für diese Schwierigkeit nicht mit demselben Recht der Gedanke des Geheimnisses verwenden, mit dem ihn Hackenschmidt sonst oft handhabt, z. B. wo die Person des Erlösers in den Tiefen Gottes gründet. Auch das wird Manchem zweifelhaft sein, ob das Nebeneinander jener Grundbegriffe Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. nicht allzu stark betont sei. Doch werden Andre darin gerade einen Vorzug sehen.

Jedenfalls hängt damit ein wohl von Niemand Bestrittenes zusammen. Wie lebensvoll tritt der Glaube, die Rechtfertigung, die Kindschaft unmittelbar nach der Vergebung der Sünden in Christi Tod auf, wie eng verbunden sind Sünde, Schuld, Versöhnung! Sodann, wie kurz, treffend, anschaulich, man möchte sagen „glaubensgemäß“ sind die einzelnen Ueberschriften, z. B. Der Herr im Wort, Der Herr in der Taufe, im Abendmahl, in den Berufsgaben der Gemeinde. Ueberhaupt, ein gutes Teil französischer Deutlichkeit und Eleganz, durchaus nicht auf Kosten der Gründlichkeit, ist ein holder Schmuck dieser Glaubenslehre, gewiß manchem Deutschen Anlaß zu sehnsüchtigem Wunsch. Auch aus diesem Grund ein Buch für die gebildete Gemeinde. Endlich, Abschnitte wie die altkirchliche Versöhnungslehre, die Zweinaturenlehre, die Lehre von der Dreieinigkeit sind durchaus bestimmt, nirgends zweideutig; sie brauchen es nicht zu sein, weil die eigene Darlegung zeigt, wie die wirklichen Bedürfnisse des Glaubens, wie der Reichtum der Schrift zu ihrem Recht gebracht werden. Gerade der Schriftgebrauch soll noch besonders hervorgehoben sein. Mag er manchmal unmethodisch scheinen in der Reihenfolge der Aussagen, er weist sich dann doch als ein „Schriftgebrauch ins Große“ nach evangelischen Grundsätzen aus; ja er kann wohl Vielen eine neue Liebe zur Schrift vermitteln.

Und die theologische Richtung? Der Verfasser sagt: „Darnach möge der Leser selbst forschen, wenn ihm daran liegt. Ich habe Viel gelesen und von Vielen gelernt und mich stets dabei von zwei Aussprüchen leiten lassen: Alles ist euer! und: In der Kirche gilt nicht: das sage ich, das sagst du, das sagt der, sondern das sagt der Herr!“ Alles in Allem: wenn der Schriftsteller bekennt: „Zeitweise habe ich mit Unlust gearbeitet, dann überkam mich eine große innere Gewißheit und Freudigkeit; vielleicht war das eine Selbsttäuschung, vielleicht auch nicht“ — so freuen wir uns, daß die Freudigkeit den Sieg gewonnen, und wünschen ihm zuversichtlich, daß viele Leser mit stillem Dank bezeugen, es sei das doch keine Selbsttäuschung gewesen.

Theodor Häring

Die Psychologie des Gewissens nach Shakespeare

5

Es giebt ein Gefühl der Minderwertigkeit unserer eigenen Persönlichkeit, das anläßlich unserer Handlungen entsteht und doch nicht mit dem Schuldgefühl identisch ist. Das Bewußtsein gesellschaftlicher Verstöße, sich ungeschickt und täppisch benommen zu haben, verursacht oft eine psychische Depression, in der wir uns als tölpelhafte und unbrauchbare Menschen vorkommen. Ein junger Pastor, der mehr durch gute Predigten als geistreiche Tischreden sich auszeichnete, schrieb nach einer Synode an einen Freund: „Ich fühle mich gedrückt; das Einzige, was ich gesagt habe, ist vorbeigelungen. Bei Tische gedachte X. sehr freundlich der beiden Ankömmlinge Ns. und meiner. Notgedrungen mußte ich Etwas sagen, wählte die alten Herren X. und Y. und vergaß Z., dem ich um seiner mir bewiesenen Güte willen zumeist verpflichtet bin. Offenbar hat es mir Niemand übel genommen, auch das nicht, daß ich beim Uebergang zum Hoch die tölpelhafte Wendung gebrauchte: »Alles, was wir sonst noch für diese Herren auf dem Herzen haben« (ich könnte mich trotz allen Aergers totlachen; denn ich bin ein Todfeind dieser Redensart).“ — Die gesellschaftliche Unbeholfenheit hatte in ihm ein Gefühl seiner Minderwertigkeit erregt, das dem Schuldgefühl zum Verwechseln ähnlich ist und sich doch durch einen wesentlichen Zug davon unterscheidet. Er könnte sich totlachen trotz allen Aergers; das ist bei wirklicher Gewissensangst gänzlich ausgeschlossen. Der Schuldige kann nie über sich lachen, weil er sich selbst tötlich haßt. Es ist ein Meisterstück psychologischer Beobachtung und dichterischer Darstellung, wenn Richard sich vor sich selbst fürchtet, weil er ein Mörder ist, und sich vergeblich einzureden sucht, daß er eins sei mit sich selbst, bis er endlich zu dem Schluß kommt: Vielmehr hass' ich mich selbst verhaßter Thaten halb durch mich verübt. Das böse Gewissen zerreißt die Persönlichkeit in ein doppeltes Ich, in ein höheres und ein niederes, und das höhere Ich ist gezwungen, in unversöhnlichem Haß das niedere Ich zu verklagen und zu verurteilen. Diese Spaltung der Persönlichkeit, die Verwandlung der natürlichen Liebe gegen sich selbst in bittern Haß, der bis zur Selbstvernichtung gehen kann, ist vielleicht das Rätselhafteste in der Erscheinung des bösen Gewissens. Doch fällt einiges Licht darauf durch die letzten Worte Richards:

> Kein Geschöpfe liebt mich,
> Und sterb ich, wird sich keine Seel erbarmen;
> Ja, warum solltens Andre? Find ich selbst
> In mir doch kein Erbarmen mit mir selbst.

Sein Haß gegen sich selbst steht also in genauem Einklang mit der Gesinnung der andern Menschen gegen ihn. Das höhere Ich in ihm, das sich in Haß und Verachtung gegen das niedere Ich kehrt, fühlt sich darin eins mit dem Urteil der sittlichen Gemeinschaft über ihn. Diese Beziehung auf die andern Menschen ist dem bösen Gewissen wesentlich und darf nicht außer Acht ge-

lassen werden. Auch bei Macbeth kommt sie deutlich zum Ausdruck:

> Gelebt hab ich genug; mein Lebensmai
> Sank bald verwelkend hin in gelbes Laub;
> Und das, was sollte Schmuck dem Alter sein,
> Gehorsam, Ehre, Lieb und Freundestreue,
> Nicht hoffen darf ichs, nein, an dessen Statt:
> Fluch, zwar nicht laut, doch tief, Maulehre, Heucheln,
> Was gern das arme Herz mir weigerte,
> Wenns dürfte.

Er kann nicht mehr an die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen gegen ihn glauben, weil er fühlt, er ists nicht wert, von Andern geliebt und geachtet zu werden. Dieses Gefühl beruht auf der instinktiven Wahrnehmung, daß der Wert des eignen Charakters tief unter dem Wert anderer Persönlichkeiten steht. Wir können Andern nicht zutrauen, was wir uns selbst nicht zumuten, einen Menschen zu lieben, der bis zur völligen Unähnlichkeit des Charakters schlechter ist als wir selbst. Das Gewissen zwingt uns also, unsern Wert an dem Werte anderer Menschen zu messen und stellt unsere Nichtswürdigkeit in Gegensatz zu ihrer sittlichen Würde, sodaß wir von ihnen nichts erwarten können als Haß und Verachtung. Daher macht sich bei allen Schuldigen das Bestreben bemerkbar, Menschen von gleichem oder geringerem Wert zu finden und sich mit ihnen zu vergleichen. Wird ein Knabe, der mit mehreren anderen einen fremden Apfelbaum zu plündern versucht hat, von seinem Vater zur Rede gestellt, so lautet seine erste Entschuldigung: „Die andern Jungens sind auch dabei gewesen", — und ist unter diesen gar ein Knabe, der ihm von seinen Eltern früher als Vorbild empfohlen war, so verfehlt er nicht zu bemerken: „Karl Müller hat mich mitgenommen." Darin äußert sich nicht die Sucht, Andere zu denunzieren, nein, er will sein eignes Gewissen beschwichtigen, indem er feststellt, daß die Andern nicht mehr wert sind als er selbst. Sucht man einen liederlichen Menschen durch eindringliche Vorstellungen zur Anerkennung seiner Gemeinheit zu bringen, so antwortet er stets: „Wir sind alle Sünder und fehlen gar mannigfaltig." Sein Gewissen beruhigt sich bei dem Bewußtsein, nicht weniger wert zu sein als andere Menschen. Und wenigstens in der Art sich zu entschuldigen sind ihm allerdings alle Menschen gleich. Wenn wir unter dem Druck des bösen Gewissens stehen, so können wirs nicht lassen, nach Menschen zu suchen, vor denen wir uns nicht zu schämen brauchen. Und dann erst fühlen wir uns vernichtet, wenn wir keine finden, durch deren Minderwertigkeit wir den eignen Wert sicher stellen könnten. Durch diese Beobachtungen wird Shakespeares Darstellung bestätigt, daß in der Gewissensangst der eigne Unwert empfunden wird als Gegensatz zu dem Wert anderer Persönlichkeiten, mit denen sich das höhere Ich identifiziert, um das niedere Ich zu hassen.

Aus diesem Umstand entspringt das entsetzliche Mißtrauen, durch das Richard und Macbeth vorwärts getrieben werden auf ihrer blutigen Bahn: sie hassen sich selbst verhaßter Thaten halb, und dieser Haß gegen sich selbst wird in die Gesinnung aller andern Menschen reflektiert. Darum sehen sie sich rings von Feinden umgeben und morden, um ihr Leben zu retten.

In diesem Haß gegen sich selbst finden wir ferner den Grund für die Enttäuschung, die der Erfolg der bösen That ihrem Thäter bereitet. Macbeth überwindet sein Grauen vor dem Mord des Königs durch die von seinem Weibe neu angefachte Begierde, „zu besitzen, was ihm des Lebens höchste Zierde scheint." Was er mit der Krone gewinnt, dünkt ihn mehr wert zu sein, als was durch den Mord zu verlieren ist, obwohl er die verhängnisvollen Folgen der Blutthat sich keineswegs gering vorstellt. Aber Eins bringt er dabei nicht in Anschlag: zu sich selbst steht er vor der That anders als hinterher. Er begehrt die Krone für den Macbeth, den er liebt, und den Macbeth, der sie durch Mord gewonnen hat, muß er hassen. Die Krone hat für ihn von ihrem Wert nichts verloren; er hält sie mit blutiger Eifersucht fest; aber seine Persönlichkeit hat ihren Wert für ihn selbst verloren. Er ist König; aber er kann das peinliche und drückende Gefühl nicht los werden, daß er nicht wert ist und nicht für würdig gilt es zu sein. Darin liegt der Grund seiner grenzenlosen Enttäuschung, den er selbst freilich in dem Haß wirklicher und vermeintlicher Feinde sucht. Das gerade ist der Fluch der bösen That, durch den sie fortzeugend Böses gebären muß, daß ihr Erfolg für ihren Thäter eine Enttäuschung bedeutet, deren Grund in ihm selbst liegt und von ihm außer sich gesucht wird. Denn daraus entspringt für ihn die Veranlassung, den Erfolg des ersten Frevels durch neue Missethaten zu sichern oder zu vervollständigen. Richard III. teilt darin durchaus Macbeths Geschick. Und schon das Kind, das die Erfüllung eines Wunsches durch eine Lüge erreicht hat, erfährt, wie in der Enttäuschung, die ihr folgt, die Versuchung zu neuen Fehltritten liegt.

Allerdings ist hierfür die Enttäuschung nicht als alleiniges Motiv wirksam. In der Enttäuschung regt sich zugleich die Furcht, die in allen Aeußerungen des bösen Gewissens als die durchlaufende Grundstimmung mitzittert. Auch diese Furcht steigt aus dem Haß und der Verachtung der eignen Persönlichkeit auf. Unverwüstlich lebt in der Menschheit der Glaube an jenes geheimnisvolle Weltgesetz, wonach das Ergehen des Menschen im Einklang mit seinem Verhalten stehen muß, wonach es dem Guten nicht schlecht und dem Schlechten nicht gut gehen darf. Macbeth ist durchdrungen von dem Bewußtsein: Blut fordert Blut! Und Buckingham, der Helfershelfer Richards bei seinen Morden, der, um seinen Lohn von ihm betrogen, die Waffen gegen ihn erhebt und nach dem Verlust seines Heeres gefangen genommen und verurteilt wird, geht zur Hinrichtung mit den Worten:

> Kommt, daß ihr mich zum Block der Schande führt,
> Unrecht will Unrecht, Schuld, was ihr gebührt.

Er empfindet die Strafe als eine Wohlthat, weil sie die unerträgliche Disharmonie zwischen dem Unwert seiner Person und der Gunst seines Geschickes auflöst. Wie diese Disharmonie schon im Kleinen zu einer bittern Qual werden kann, zeigt ein Erlebnis Heinrich Seidels, dessen er sich aus seiner Kinderzeit erinnert. Er war von seiner Mutter wegen einer häßlichen Unart durch einen leichten Schlag auf die Hand gestraft und saß darum lange bitterlich weinend in einem Winkel, weil er die Strafe als viel zu milde empfand. So wird für manchen Verbrecher Straflosigkeit zur schlimmsten Strafe. Und es giebt Charaktere — Judas ist ihr Typus — bei denen steigert sich der Haß und die Verachtung gegen sich selbst zu einer solchen Energie, daß sie ein ruhiges und unangefochtenes Leben als unerträgliches Unrecht empfinden und mit eigner Hand das gerechte Urteil über sich vollstrecken.

Wo das aber nicht der Ausgang des schuldbeladenen Lebens ist, da weicht niemals die Furcht vor einem düstern und schrecklichen Verhängnis, mit dem die ewige Gerechtigkeit das Gericht an dem Schuldigen vollzieht. Sich selbst verhaßt und verhaßt allen seinen Mitmenschen hat er nichts Besseres zu erwarten als den Tod. Aber Nichts ist ihm gerade schrecklicher als der Tod. Bei dem Gedanken daran endet Richard mit dem ergreifenden Aufschrei:

> Ich muß verzweifeln! Kein Geschöpfe liebt mich,
> Und sterb ich, wird sich keine Seel erbarmen.

Daß keine Seele um seinen Tod trauern wird, daß Alle urteilen werden: er ist nichts Besseres wert als zu sterben, und daß er selbst ihnen Recht geben muß — das will ihm das Herz abdrücken. Darum kann er die Furcht vor dem Tode nicht los werden; darum zittert er vor dem unbekannten, düstern Verhängnis. Indem der eingewurzelte Glaube an die ewige Gerechtigkeit in den Schicksalen der Menschen durchkreuzt wird von dem Haß gegen das eigne Ich, zu dem das böse Gewissen den Schuldigen zwingt, erzeugt sich in seiner Seele die nie ruhende Furcht vor dem Tode, von der nur der Tod ihn erlöst.

6

Das sind die psychischen Phänomene, die Thatsachen des innern Lebens, wie sie sich aus Shakespeares Darstellung des bösen Gewissens ermitteln und auf einen gemeinsamen Grund zurückführen lassen. Dieser gemeinsame Grund, der Kern des bösen Gewissens, ist der Haß gegen das eigne Ich, dessen Unwert auf Grund der eigensten Thaten empfunden wird als

verachtungswürdiger Gegensatz gegen den Wert anderer Persönlichkeiten. Wir können hier nicht die Probleme lösen und die Konsequenzen entwickeln, die mit dieser Erkenntnis gegeben sind. Das alte Sphinxrätsel der Menschheit, die Frage der Willensfreiheit, wie die modernen Untersuchungen über den Inhalt und die verpflichtende Kraft des sittlichen Gesetzes knüpfen sich an diese Erfahrungen. Hier liegen die psychologischen Motive für die kirchliche Lehre von der Erbschuld, wie für den biblischen Satz: Der Tod ist der Sünde Sold. Keinesfalls dürfen diese Probleme und Konsequenzen unsern ruhigen Blick beirren bei der Beobachtung der Thatsachen des inneren Lebens, wie sie für das böse Gewissen typisch sind. Sie können erst Beachtung beanspruchen, wenn alle psychischen Phänomene genau und vollständig festgestellt sind. Diese Spannungen und Bewegungen des Gemütes werden freilich bei verschiedenen Charakteren und unter verschiedenen Verhältnissen in verschiedener Klarheit und Stärke auftreten; aber wem einmal die Empfindung geweckt ist für ihre charakteristische Färbung und ihren eigentümlichen Zusammenhang, der wird sie in allen Stimmungen und Verstimmungen, die seine Handlungen begleiten, unschwer wiedererkennen. In dieser Richtung kann Shakespeares Darstellung des bösen Gewissens unserer Selbsterkenntnis wertvolle Dienste leisten; sie kann unser Ohr schärfen, daß wir aus dem Gewirr der Stimmen in unserer eignen Brust, der Furcht und der Sorge, der Reue und des Aergers, der Trauer und der Scham, klar und hell die heilige Stimme vernehmen, die uns sagt, was unser Herz und Leben wert ist. Ernst Rolffs

Die Lehre der Christian Science

1. Gott und Welt*)

Die Fundamentalsätze der Christian Science faßt Mrs. Eddy in die vier folgenden, für sie „selbstverständlichen" Propositionen zusammen: 1. Gott ist Alles in Allem. 2. Gott ist gut. Gut ist Geist. 3. Da Gott, Geist, Alles ist, ist Materie Nichts. 4. Leben, Gott, allmächtige Güte, verneinen Tod, Uebel, Sünde, Krankheit; — Krankheit, Sünde, Uebel, Tod verneinen Güte, den allmächtigen Gott, Leben.

Diese Sätze sind allerdings nur für Mrs. Eddy selbstverständlich. Andre Sterbliche dürften den Beweis dafür fordern, daß nur das Gute geistiger Natur ist, daß die Gottheit als rein geistiges Wesen „Alles ist" und deshalb die Existenz der Materie negiert werden muß, und daß Gottes Güte notwendigerweise das physische Uebel ausschließe, während der nicht von der Christian Science berührte christliche Sinn es auf Gottes Weisheit zur Erreichung eines höheren Endzweckes zurückführen möchte.

Den auf unbewiesene Prämissen gestützten physischen Nihilismus sucht Mrs. Eddy auch durch die bekannten Argumente gegen die Zweiprinzipienlehre zu verteidigen, indem sie für ihre Zwecke die Annahme voraussetzt, daß Materie mit „vager spiritueller Kraft" begabt sein könne oder daß Materie „ebenso" wirklich als der Gottgeist sei:

Wenn wir Materie mit vager spiritueller Kraft begaben — d. h. wenn wir das in der Theorie thun, denn natürlich können wir Materie nicht wirklich mit dem begaben, was sie nicht besitzt und nicht besitzen kann —, so enteignen wir den Allmächtigen, denn solche Theorien führen zu einem von zwei Sätzen. Diese setzen entweder die Selbstentwicklung und Selbstregierung der Materie voraus, oder sie nehmen an, daß Materie das Produkt des Geistes ist. Wenn man nun den ersten Satz des Dilemmas erfaßt und Materie als eine Macht in sich und durch sich selbst betrachtet, so heißt das den Schöpfer außerhalb seines Universums lassen. Nimmt man aber den zweiten Satz und betrachtet Gott als Schöpfer der Materie, so würde man ihn nicht nur verantwortlich machen für alles physische und moralische Uebel, sondern ihn auch als dessen Ursache anklagen und ihm derart die Schuld beimessen, daß er ewige Unordnung in der Form und unter der Bezeichnung „Naturgesetz" aufrecht erhalten würde. (Science and Health S. 12 f.)

Wenn der Gegensatz Gottes ebenso wirklich ist wie er selbst, so müssen zwei oberste Mächte existieren, und Gott ist nicht allmächtig. Kann die Gottheit allmächtig sein, wenn ein andres mächtiges und selbstschöpferisches Wesen existiert und die Menschen regiert? Hat doch der Vater „Leben in sich", wie die Schrift sagt, und wenn so, kann Leben oder Gott im Uebel weilen und es schaffen? Kann Materie den Geist vertreiben und so die Allmacht besiegen? (S. 303)

Daß die Begründerin der Christian Science die Möglichkeit einer andern Auffassung des Problems des Uebels nicht in Betracht zieht, ist jedenfalls ein Beweis von Einseitigkeit.

In einer weiteren bedenklichen Argumentation leugnet sie ausdrücklich die Realität des organischen, animalischen oder vegetativen Lebens, das für sie nur als Idee des Schöpfers existiert. Sie vergißt dabei nur, daß sie prinzipiell bestreitet, der Gottgeist könne irgendwie die Ursache der Erscheinungen der bösen Welt sein. Er kann es also auch nicht in der Idee.

Es ist selbstverständlich ein Irrtum, daß eine solche Realität wie organisches, animalisches oder vegetatives Leben existieren kann, da es immer in Tod endet. Das Leben ist niemals für einen Moment ausgelöscht. Es ist niemals strukturell oder organisch (!) und ist niemals von seinen eigenen Formationen absorbiert oder beschränkt. Der Künstler ist nicht in seinem Bilde. Das Bild ist sein manifestierter Gedanke. Der menschliche Glaube stellt sich vor, daß er Gedanken an der Materie abbilde, aber was ist Materie? Existiert sie vor dem Gedanken? Materie ist gebildet durch angenommene sterbliche Geistkraft, aber alle Macht ist göttlicher Geist. Der Gedanke wird schließlich erkannt und gesehen werden in jeder Form, Substanz und Farbe, aber ohne Materielles. Der Töpfer ist nicht im Thon, sonst hätte der Thon Gewalt über den Töpfer. Gott ist sein eigener unsterblicher Geist und regiert Alles. (Science and Health S. 205 f.)

Nicht ohne humoristisches Interesse sind folgende auf den physischen Nihilismus dieser eigenartigen göttlichen Offenbarung bezügliche Sätze:

Der Erdkreis und die imaginäre Linie, die Aequator genannt wird, sind nicht substantiell. Die Bewegung der Erde und ihre Stellung werden nur vom Geiste erhalten. (S. 255)

Was den Gottesbegriff angeht, so betont Mrs. Eddy wiederholt, daß unsre „menschlichen" Ausdrücke Persönlichkeit und Individualität auf den immateriellen unendlichen Gott nicht angewandt werden können:

Gott ist nicht körperlich, sondern unkörperlich. Sterbliche sind körperlich, aber Gott ist unkörperlich.

Die Worte Person und persönlich führen, so wie sie gewöhnlich und irrtümlich angewendet werden, oft, wenn von der Gottheit gesagt, zu verworrenen und irrigen Begriffen der Gottheit und ihres Unterschiedes von der Menschheit. Wenn der Ausdruck Persönlichkeit, auf Gott angewandt, im Sinne von unendlicher Persönlichkeit (!) gebraucht wird, dann ist Gott ein persönliches Wesen. — — Ein unendlicher Geist und eine endliche Form sind nicht vereinbar. Der Ausdruck Individualität giebt gleichfalls zu Einwänden Anlaß, denn ein Individuum kann Einer aus einer Reihe, Einer von Vielen sein, wie ein individueller Mensch, ein individuelles Pferd, während Gott Einer ist, — nicht Einer von einer Reihe von Wesen, sondern Einer allein für sich und ohne Gleichen. (S. 10)

Ueberhaupt sucht sie sehr energisch jeder anthropomorphistischen Verzerrung des Gottesbegriffes entgegenzutreten. So schreibt sie unter Anderm:

Der jüdische Nationaljehovah war ein anthropomorphistischer Gott, der Rache, Reue und menschlichen Veränderlichkeit unterworfen. Der Gott der Christlichen Wissenschaft ist universell, ewige göttliche Liebe, die keinem Wechsel unterworfen ist und keine Sünde über den Menschen sendet. Es ist eine traurige Wahrheit, daß die ältere Schrift umgestoßen wird. Im Anfange schuf Gott den Menschen nach seinem (Gottes) Gleichnisse; aber die Sterblichen wollen den Menschen dafür erzeugen und Gott nach ihrem menschlichen Gleichnis bilden. Was sind die Götter der Sterblichen, als sie selbst, unendlich vergrößert? (S. 34)

2. Dreieinigkeit und Christus

Die Theorie von drei Personen in einem Gotte ist nach Ansicht der Stifterin der Christian Science eher heidnisch als christlich:

Die Theorie von drei Personen in einem Gotte (d. h. einer persönlichen Dreiheit oder Dreieinigkeit) erinnert eher an heidnische Götter als an den einen allgegenwärtigen. „Ich bin", „Höre, o Israel, der Herr unser Gott ist ein Herr." Das ewige „Ich bin" ist nicht eingeschlossen oder beschränkt in den engen Grenzen von physischer Menschlichkeit noch kann es richtig durch sterbliche Begriffe erfaßt werden. (Science and Health S. 152)

*) Es folgen die Kapitel: 3. Der Mensch; 4. Die Sakramente; 5. Das Gebet; 6. Die Schrifterklärung; 7. Haben die Christian Scientists ein religiöses Glaubensbekenntnis? — Wenn wir nun einmal mit der Bewegung uns befassen, müssen wir es gründlich thun, sonst hat es keinen Wert. Alle kirchlichen Zeitschriften in Deutschland sind mit Einem Male voll von der Christian Science, es muß doch also Ursache vorhanden sein. D H

Mrs. Eddy konstruiert sich nun statt der dogmatischen eine phantastische Dreieinigkeit:

Leben, Wahrheit und Liebe bilden den dreieinen Gott oder das dreifache göttliche Prinzip. Sie stellen eine Dreiheit in Einheit, drei in einem, — dasselbe dem Wesen nach, obschon mehrfach in der Wirksamkeit, dar: Gott den Vater, Christus den Typus der Sohnschaft, göttliche Wissenschaft oder den heiligen Tröster. Diese drei drücken die dreifaltige wesentliche Natur des Unendlichen aus. Sie deuten auch das wissenschaftliche Sein und die ganze Beziehung von Gott und Mensch an. Vater ist der Name für Geist, Gott, was seine zarte Beziehung zu seiner geistigen Schöpfung andeutet. Jesus wurde von Maria, Christus wurde von Gott geboren. Jesus war ein Mittler zwischen der Menschheit und dem Geiste. . . . Mit dem göttlichen Geiste heilte er die Kranken und trieb die Uebel, wie Sünde, Krankheit und Tod, aus. Der heilige Geist offenbart dieses dreieinige Prinzip und ist ausgedrückt in der göttlichen Wissenschaft, die der Tröster ist, der in alle Wahrheit leitet und das göttliche Prinzip des Universums offenbart, universelle und fortwährende Harmonie. (S. 228)

In ihrer Christuslehre unterscheidet sie im Allgemeinen zwischen dem sterblichen Jesus und dem geistigen Christus, den sie im mystischen Sinne als den allen Menschen stets gegenwärtigen göttlichen Geist auffaßt, der stets hinwegnahm die Sünden der Welt, „selbst ehe der menschliche Jesus für sterbliche Augen inkarniert wurde." Dabei hält sie aber auch noch an der geistigen Empfängnis des Menschen Jesus fest:

Jesus war der Sohn der Jungfrau. Im Fleische war er bestimmt, Gottes Wort zum menschlichen Fleische zu sprechen und den Sterblichen in einer solchen Form von Menschheit zu erscheinen, die sie verstehen und wahrnehmen konnten! Seine Empfängnis durch Maria war eine geistige; denn nur Reinheit konnte Wahrheit und Liebe wiederspiegeln, die in dem guten und reinen Christus Jesus inkarniert werden sollten. Er drückte den höchsten Typus in diesem Zeitalter aus, den eine fleischliche Form von Männlichkeit geben konnte. In den wahren und idealen Menschen kann das sinnliche Element nicht eindringen. So beleuchtete Christus, vom Vater geboren, die Coincidenz oder die geistige Uebereinstimmung zwischen Gott und den Menschen. (S. 228)*)

Das Wort Christus ist nicht eigentlich ein Synonym für Jesus, obschon es gewöhnlich so gebraucht wird. Jesus war ein menschlicher Name, den er mit andern hebräischen Knaben und Männern gemeinsam hatte, denn er ist identisch mit dem Namen von Josua, dem berühmten hebräischen Führer. Andrerseits ist Christus mehr ein Titel als Name und gebührt unsrem Meister ausschließlich. Christus drückt Gottes geistige, ewige Idee aus. Der Name ist synonym mit Messias und spielt auf die Geistigkeit an, die in dem Leben, dessen Verkörperung Christus Jesus war, gelehrt, beleuchtet und demonstriert wurde. Der eigentliche Name unsres Meisters im Griechischen war Jesus Christus, aber Christus Jesus bezeichnet besser den Gottähnlichen. Die Ankunft von Jesus von Nazareth bezeichnet das erste Jahrhundert der christlichen Aera, aber der Christus war ohne Anfang der Jahre oder Ende der Tage. Während aller Generationen, vor und nach der christlichen Aera, kam der Christus als geistige Idee, als der heilige Geist oder Tröster . . . zu Allen, die vorbereitet waren, Christus zu empfangen. Abraham, Jakob, Moses und die Propheten erhielten glorreiche Lichtblicke von dem Messias oder Christus, der diese Seher in der geistigen Idee, der göttlichen Natur, dem Wesen der Liebe taufte. Die göttliche Idee oder Christus war, ist und wird sein unzertrennlich von ihrem göttlichen Prinzip: Gott. Jesus wies auf diese Einheit hin, indem er sagte: ‚Ehe Abraham war, bin ich, Ich und mein Vater sind eins.' ‚Mein Vater ist größer als ich.' Mit diesen Worten meinte er, nicht daß der menschliche Jesus ewig sei, sondern daß die göttliche Idee oder Christus es sei und deshalb vor Abraham existiert habe; nicht daß der körperliche Jesus eins mit dem Vater sei, sondern daß die unsichtbare Idee oder Christus stets im Schooße des Vaters, Gottes, geweilt habe; nicht daß der Vater größer als der Geist sei, der Gott war und ist, sondern größer, unendlich größer als der fleischliche Jesus, dessen irdische Laufbahn (gleichsam) nur einen Tag dauerte. (S. 228)

Der unsichtbare Christus war unkörperlich, während Jesus eine körperliche oder leibliche Existenz hatte. Diese zweifache Personalität, des Unsichtbaren und Sichtbaren, des Sichtbaren und Unsichtbaren, des Geistigen und Materiellen, des Christus und Jesus, dauerte bis zur Himmelfahrt des Meisters, wo das Menschliche, das Körperliche oder Jesus verschwand, während sein unsichtbares Selbst oder Christus fortdauerte, um in der ewigen Ordnung der göttlichen Wissenschaft zu existieren, hinwegnehmend die Sünde der Welt, wie der Christus es immer gethan hat, selbst ehe der menschliche Jesus für sterbliche Augen inkarniert wurde. Das war das Lamm, geschlachtet seit der Begründung der Welt, — geschlachtet, d. h. nach dem Zeugnisse der körperlichen Sinne, aber unsterblich in dem göttlichen Geist. (S. 230

*) Ueber die „geistige" Empfängnis sagt sie ferner noch:
Die Erleuchtung des geistigen Sinnes Marias brachte das materielle Gesetz und die materielle Ordnung der Zeugung zum Schweigen und ließ durch die Offenbarung der Wahrheit ein Kind entstehen, das Gott als den Vater der Menschen erwies. Der heilige Geist oder göttliche Geist überschattete den reinen Sinn der Jungfrau-Mutter mit der vollen Erkenntnis, daß Sein Geist sei. Der Christus wohnte stets als ein Ideal in dem Herzen des Prinzips des Menschen Jesus, und das Weib erfaßte diese Idee, obschon vorerst schwach entwickelt in Kindesform. (S. 334)

Ueber das geistige Wirken Christi und seine Mittlerschaft zwischen Geist und Fleisch schreibt Mrs. Eddy unter Anderm:

. . . Die geistige Abstammung Jesu und seine Erkenntnis des Geistes machte es ihm möglich, die Thatsachen des wahren Seins zu demonstrieren, unwiderleglich zu erweisen, wie geistige Wahrheit materiellen Irrtum zerstört, Krankheit heilt und den Tod besiegt. Die Geschichte Jesu erweist, daß er geistiger war als alle andern irdischen Persönlichkeiten.

. . . Indem er zum Teil eine menschliche Form (d. h. so wie es der sterblichen Anschauung erschien) hatte, da er von einer menschlichen Mutter empfangen war, war Jesus der Mittler zwischen Geist und Fleisch, zwischen Wahrheit und Irrtum. Indem er den Weg der göttlichen Wissenschaft erklärte und demonstrierte, wurde er der Weg der Erlösung für Alle, die sein Wort annahmen, damit die Sterblichen von ihm lernen und dem Uebel entgehen möchten. Da der wahre Mensch durch die Wissenschaft mit seinem Schöpfer verbunden ist, brauchen die Sterblichen nur sich von der Sünde abzuwenden und von dem materiellen Egoismus abzusehen, um den wahren Menschen und seine Beziehung zu Gott zu finden, und die göttliche Sohnschaft wieder zu erkennen. Christus wurde durch Jesus manifestiert, um die Macht des Geistes über das Fleisch zu beweisen, — zu zeigen, daß Wahrheit über den menschlichen Geist und Körper offenbart wird, Krankheit und Sünde heilend. (S. 209—211)

Bemerkenswert sind auch noch folgende eigenartige Aeußerungen, in denen unter Anderm nochmals betont wird, daß nach der Lehre der Christlichen Wissenschaft die eigentliche geistige Vollendung von Jesus erst bei der Himmelfahrt erreicht wurde:

Jesus von Nazareth war der wissenschaftlichste (im Sinne der Christlichen Wissenschaft) Mensch, der jemals auf Erden weilte. Er drang ein hinter die materielle Form der Dinge und fand deren spirituelle Ursache. Mit Rücksicht auf die unreifen Ideen von der Macht des Geistes — denn Geistigkeit hatten auch seine Jünger nur in einem geringen Grade — nannte Jesus den Leib, den er durch diese Macht vom Grabe auferstehen ließ, Fleisch und Bein. Um zu erweisen, daß seine Substanz Geist sei und sein Leib infolge seines Todes nicht vollkommener und nicht weniger materiell, bis die Himmelfahrt (seine weitere geistige Erhöhung) ihn so geistig machte, wartete er, bis der sterbliche oder fleischliche Sinn den Glauben an materielle Substanz aufgegeben und der geistige alles irdische Weh zerstört hatte. So fand er das göttliche Ego und bewies, daß er und der Vater untrennbar als Prinzip und Idee seien. Dann fand unser Meister die Lösung des Seins, indem er die Existenz nur eines Geistes erwies. (Science and Health S. 209)

Ein Winter religiöse Diskussionsabende mit modernen Arbeitern

1

Auf der Höhe der Zeiten steht Jesus Christus, unverdrängbar, unersetzlich, der Retter der Welt, voll Ewigkeitskraft für die Jahrtausende. Durch alle Sünde der Menschen, in alle Not, in Todesgrauen hinein strahlt, was er der Erde bringt. Und weil wir so tief davon durchdrungen sind, daß in seiner Person allein der Menschheit volles Licht, Erlösung und ewiges Leben zuströmt, haben wir auch den heißen Drang, das „Beste in der Welt" denen nahe zu bringen, die im Nebel der Zweifel und in der Nacht der Gottesferne irren. Und sein Gebot verpflichtet uns: Hinaus in die Welt!

Wenn mit Recht ernstes Bemühen dran gesetzt wird, in Sprache und Gedankenwelt der Heiden einzudringen, um daran anknüpfend das Evangelium zu bringen, wie viel mehr müssen wir gründlich und weitherzig die Masse von Vorurteilen, Bedenken und Zweifeln studieren, die die aufstrebenden Scharen der modernen Arbeiter in unserm eigenen Vaterlande gegen Christentum und Kirche hegen, um sie Christus zu nähern. Denn um das gleich zu sagen — es sind keine „Flausen" und „Vorwände", sondern wirklich ernst zu nehmende geistige Kämpfe und Bedenken, die die edleren unter ihnen haben, die sie hindern, Christen zu sein.

Wenn das das rechte Christentum wäre, was sich Tausende ernster der Kirche entfremdeter Arbeiter als Christentum vorstellen und leider als Christentum gesehen haben, müßten auch wir das Christentum ablehnen. Aber es giebt Gott sei Dank ein besseres Christentum, das wir alle haben sollen.

Wie kann man sich jenen modernen Arbeitern nähern, ihnen wahres Christentum zu zeigen versuchen? Es steht fest, daß diese Kreise nicht in die Kirche, Bibelstunde, Evangelisationsversammlungen kommen. Sie wollen nicht bepredigt, beredet, bestürmt werden, sie sind sehr mißtrauisch gegen „Arbeit an ihnen“ — sie verlangen nach Aussprache, nach Lösung ihrer Zweifel durch gründliche verstandesmäßige Belehrung, sie wollen reden, klagen, schelten, anklagen — und dann hören. Nicht die aristokratische Art, daß der Pastor spricht und die Andern schweigen, sondern die moderne demokratischere Art, daß beide diskutieren, als Männer, Freunde, Wahrheitssucher — das ist die Methode für den modernen Arbeiter.

Selbstverständlich muß die schlichte persönliche „Gemeindeseelsorge“ Alles thun, Vertrauen zu erwecken; sie hat wahrhaftig große, ernste Aufgaben! Aber spricht sich bei solchen Besuchen der moderne Arbeiter leicht aus? Er schweigt, ist höflich oder abweisend; aber seinen Gedanken kommt man schwer nahe. Durch christliche Blätter, die verteilt oder in die Wohnung hineingeworfen werden, ist wenig zu erreichen. Unsere christlichen Sonntagsblätter reden eine dem modernen Arbeiter unverständliche Sprache, sie sind zum Teil zu idyllisch, zu altertümelnd-biblizistisch, zu gesalbt-pastoral, zu pietistisch oder, wie „Für Alle“, zu methodistisch. Wo haben wir für den modernen Arbeiter geeignete religiöse Blätter, religiöse Schriften? Dies Gebiet ist fast ganz unbebaut. Traktate werden als „Traktätchen“ verspottet — darum Diskussionsabende!

2

Darf ich, um dem ernsten Problem zu dienen, ganz einfach einmal von den Versuchen erzählen, die ich in allwöchentlich von September vorigen Jahres bis Ende April dieses Jahres stattfindenden Männer-Diskussionsabenden in Halle angestellt habe.

Die Abende fanden im Gemeindesaal statt und wurden unter dem eben angeführten Namen in den Zeitungen annonciert mit dem jeweiligen Thema und dem Zusatz: „Freie, frische Diskussion von energisch volksfreundlichem Standpunkt. Männer mit Zweifeln und Bedenken, denen an einer streng sachlichen Debatte liegt, willkommen.“ Der Besuch schwankte zwischen 13—79, Durchschnitt 30, aber es kamen mit Ausnahme einzelner Mitglieder des Evangelischen Arbeitervereins, einiger weniger kirchlicher oder dem Christentum bereits freundlich gegenüberstehender Arbeiter, ein paar Männern aus dem bürgerlichen Lager, in der Hauptsache die, die man vor allem haben wollte und sonst nicht bekommt: moderne Arbeiter, mehr oder minder sozialdemokratisch beeinflußt, bildungshungrige, denkende, grübelnde Leute, voller Fragen und voll gespanntesten Interesses. Die neuen Themata ergaben sich immer aus der Diskussion. Wir behandelten in dem halben Jahre folgende: „Warum haben manche Männer Mißtrauen gegen das Christentum?“, „Glauben und Wissen“, „Der chinesische Krieg im Lichte wahren Christentums“, „Was wollte Jesus? — Wer war er?“, „Christus und Buddha“, „Was ist von Luther zu halten?“, „Ist das Alte Testament veraltet?“, „Giebt es einen persönlichen Gott?“, „Wie vertragen sich die Ungerechtigkeiten in der Welt mit der Gerechtigkeit Gottes?“, „Was ist eigentlich gut und böse?“, „Darwin und Christentum“, „Tiergeist, Menschengeist, Gottesgeist“, „Kann man ohne Gott gut sein?“, „Christentum und Krieg“, „Nietzsche und Carlyle — ein Kampf um Gott“, „Warum giebt es so viele christliche Sekten?“, „Kann sich der Mensch überhaupt ändern?“ Oefter auch ein Thema an mehreren Abenden. Das ganze Unternehmen war erleichtert durch meinen seiner Zeit erfolgten Protest gegen die Zuchthausvorlage vom christlichen Standpunkt im Interesse der ungehinderten besonnenen Entwicklung der die Arbeiter disziplinierenden und geistig hebenden Gewerkschaften, durch verschiedene energisch soziale Diskussionsreden bei Volksversammlungen, um das echte Christentum zu verteidigen und zu vertreten und durch die „Modernen Flugblätter für männliches Christentum“,*) die sich speziell an die dem Christentum fernstehenden modernen Arbeiter wenden und immer zur Gratismitnahme an den Diskussionsabenden auslagen.

Die Arbeiter sprachen sich gern und lebhaft aus, anfangs wohl scharf und ablehnend, stark bedenklich, voller Zweifel. Einige male im vorigen November schlugen zwei äußerst verbissene Gegner einen recht unangenehmen Ton an. Als sie wegblieben, weil sie sahen, daß sie damit nicht durchkommen konnten, wurde der Ton der Diskussion immer sachlicher, freundlicher und edler. Von allen Seiten wurde einem schließlich Vertrauen und Sympathie entgegengebracht. Die Stimmung hatte sich allmählich durchaus auf die Seite echten Christentums geneigt. Die Leute sagten das offen. Selbst der Hauptoppositionsredner, der sonst das Christentum als veraltet hingestellt hatte, sprach sich am Schluß der Diskussionsabende in einer Weise über das Christentum günstig aus, daß es eine Freude war. Das Nähere sind persönliche Erfahrungen, die einen in stillem Herzen erquicken und nicht vor die Oeffentlichkeit gehören. Ich bin für den Verlauf des ersten Versuchs sehr dankbar. Im September soll Fortsetzung erfolgen.

3

Die Vorurteile moderner Arbeiter gegen das Christentum liegen teils auf religiösem und wissenschaftlichem, teils auf praktischem und sozialem Gebiet.

Die modernen Arbeiter setzen Christentum gleich mit Kirchentum, mit Allem, was christliches Gewand trägt, Orthodoxie, den Geistlichen insgesamt. Christlicher Glaube ist ihnen annehmen, was die Kirche lehrt, Glaube an den Buchstaben der Bibel als das unfehlbare Gotteswort; katholischer und evangelischer Glaube unterscheiden sich bloß durch die Masse, die geglaubt werden muß; katholische Verirrungen, wie Jesuitenorden, Inquisition, Bartholomäusnacht, Priesterherrschaft, werden darum einfach dem Christentum angerechnet. So erschüttern z. B. Nachrichten von Verfehlungen der Pastoren, Luthers scharfe Aeußerung „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann besser, denn Andere mit Beten“, die Verbrennung Servedes durch Calvin in ihren Augen das Christentum. Die vielen Sekten, die die Einheit der äußeren Kirche zersplittern, erregen in ihnen Zweifel, wo nun das rechte Christentum sei. Das pietistische Jenseitigkeitschristentum erscheint ihnen als die normale Gestalt und die verwerfen sie: hier Ungerechtigkeiten, dort der himmlische Lohn, inzwischen Alles in Sanftmut tragen. — Giebt es überhaupt einen Gott? Eine schöne Phantasie — aber die Wissenschaft hat bewiesen, daß es keinen Gott giebt. Die Naturwissenschaft hat mit Fernröhren und Forschungen Gott nicht gefunden. Darwin hat die Entwicklung der Lebewesen aus einfachen Naturgesetzen gezeigt. Da ist kein Raum für Gott. Die Natur ist Gott. Ein persönlicher Gott — das soll wohl bedeuten ein Wesen mit Händen, Füßen u. s. w. An so Etwas sollen nun denkende Männer glauben! Daß Gott Persönlichkeit in einem gewaltigeren, über alles Sinnliche, Raum und Zeit erhabenen Sinn ist und nicht wie wir, kommt diesen Leuten nicht in den Sinn. Sie berufen sich vielmehr auf die Anthropomorphismen des Alten Testaments, namentlich die Abrahamsgeschichten (Gott aß mit Abraham u. s. w.). Da sie Altes und Neues Testament insgesamt als wörtliches „Gotteswort“ annehmen zu müssen meinen, ihnen die geschichtlichen Unterschiede nicht klar sind, rechnen sie dem Christentum alle Nebel des Alten Testaments an.

Nur ein Punkt steht den modernen Arbeitern fest: die Achtung vor der Person Christi. Fast niemals wagt man, Ihn anzugreifen. Man versteht ihn freilich gewöhnlich falsch: Christus war ein Proletarier, der für die Proletarier eintrat, ein Revolutionär, der erste Sozialdemokrat, die Kirche hat das vergessen, ihn aber vergottet. Bei der Hochachtung der Arbeiter vor Christi Charakter muß man einsetzen, das echte Christentum ihnen zu zeigen: Christus, der Heilige und Reine, der war, wie

*) Moderne Flugblätter für männliches Christentum. Herausgegeben von A. v. Broecker in Halle an der Saale. Nr. 1: Ist das Christentum Etwas für den aufstrebenden Arbeiter? Nr. 2: Was denken die jungen Männer vom Christentum? Nr. 3: Vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe Gottes? Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.

kein Mensch war und doch jeder sein sollte, ist der Freund der Sünder, ihre Seelen von Egoismus, Sünde und Verzagtheit zu retten; er bringt ein neues Leben, zeigt Allen, die ihre Schuld ernstlich bereuen, ein reines Herz erstreben und Gott ganz gehorchen wollen, Gottes herrliche Vaterliebe, die vergiebt, rettet und beseligt; er ist durch sein Leben und Sterben der gewaltige einzige Offenbarer Gottes, des Herrn der Welt, mit dem wir ewig im Bunde stehen sollen.

Dem Allen folgten die Besucher der Abende mit großem Interesse. Sie atmeten auf, als man ihnen zeigte, wie Glaube etwas ganz Anderes ist als blinder Autoritätsglaube, jene Verfehlungen der Kirche und speziell auch der katholischen Kirche arger Ungehorsam gegen Christi klaren Willen, das bloße Jenseitigkeitschristentum eine ungesunde Blüte, die sich mit dem starken Eichbaum des mannhaften Kämpfer-Christentums im Sinne Christi nicht vergleichen darf. Daß die Darwinsche Theorie als reine Naturwissenschaft mit dem religiösen Gehalt der Schöpfungsgeschichte gar nicht kollidiert und auch nicht gegen diesen auszuspielen ist, daß nur die Lebensanschauung des Materialismus, die sich öfters mit Unrecht auf Darwin beruft, im Widerstreit mit dem Christentum stehe, schlug doch allmählich durch. Den Unterschied des Alten vom Neuen Testament erfaßten sie schließlich; Propheten und Psalmen müssen Eindruck machen.

In der vorzüglichen Schrift von Pfannkuche „Was liest der deutsche Arbeiter?“*) wird als das den modernen Arbeiter am meisten interessierende Thema „Moses und Darwin“ — um eine ganze Linie von Gedanken kurz zu bezeichnen — hingestellt. Ich möchte dem hinzufügen auch „Christus und Buddha“. Dies Diskussionsthema hat neben dem „Giebt es einen persönlichen Gott?“ an unseren Abenden am meisten „gezogen“. Ueberhaupt die religionsgeschichtlichen Vergleiche, die Fragen nach der Originalität und der Superiorität Jesu über andere „Religionsstifter“ (auch Confucius und Zoroaster) interessierten sehr.

4

Unter den auf praktischem Gebiet liegenden Vorurteilen der modernen Arbeiter steht obenan die quälende Frage: „Wie vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe und Gerechtigkeit Gottes?“, das alte Hiobsproblem. Dann „Christentum — und doch Krieg?“ Es ist ein Zeichen, daß das Christentum keine Kraft hat und nirgends rein ist, wenn der Krieg nicht aufhört, wurde geäußert. Die „Hunnenbriefe“ spielten bei unserer Debatte eine große Rolle. Tolstoi wurde herangezogen. Die Ablehnung des Krieges war sehr energisch und einstimmig. — Ferner natürlich die Anklage: wie sich soziale Reaktion und Hinderung des Arbeiteraufschwungs denn mit dem Christentum vertrage? Worauf einfach erwidert werden mußte: Gar nicht, Mißbrauch des Christentums! Ich wünschte einmal alle die Herren, die sagen „dem Volke muß die Religion erhalten werden“, sich selbst aber zu gut für sie halten, in einen solchen Arbeiterdiskussionsabend hinein. Jede freie deutsche Sozialpolitik, die das Emporkommen der Arbeiter durch Selbstorganisation auf gesetzmäßige Weise sichert, hilft indirekt Vorurteile gegen das Christentum zerstören, besonders wenn diese Sozialpolitik von christlichen Männern und Geistlichen gefordert wird.

Probleme, wie die Abgrenzung von Selbsterhaltungspflicht und Nächstenliebe, die Durchführbarkeit der Feindesliebe, die Absolutheit der Begriffe „gut“ und „böse“, die Fragen, ob sich der Mensch überhaupt ändern könne oder nicht lediglich seiner Natur folge, die ihn unter Umständen zu Verbrechen nötige, ob das Christentum den Menschen wirklich ändern könne, ob die Verhältnisse den Menschen gut oder böse machen, ob man Gott brauche, um gut zu sein (Problem der Gesellschaft für ethische Kultur), ob im Alten Testament nicht Manches sittlich bedenklich sei (Vielweiberei 2c.), all das bohrte schon längst in den Köpfen. Die Berufung auf Nietzsche ließ man fallen, als der arbeiterfeindliche Standpunkt desselben klar zu Tage lag.

Gewiß ist der praktische Materialismus eine gewaltige Macht in der Arbeiterschaft, aber in anderen Volksschichten sicher nicht weniger. Daneben aber giebt es ohne Zweifel viel geistiges Fragen und Grübeln über die höchsten Lebensfragen grade in in der aufstrebenden gelernten Arbeiterwelt. Ja, ich glaube, daß der „Kampf um die Weltanschauung“ wohl fast nirgends so heiß feurig und faustisch durchgekämpft wird als hier. Die Arbeiter unterhalten sich gern untereinander über solche Dinge, hassen mit julianischem Haß das ihnen vorschwebende Bild von Christentum, aber sie interessieren sich doch wenigstens dafür und stehen deshalb Gott gewiß näher als alle blasierten Lebemänner — und die Heuchler in kirchlichem Gewand. Der Bildungstrieb ist oft einfach ergreifend. Wenn nur stets das echte Christentum im Sinne Christi ohne orthodoxe Hetz, pietistische Enge und methodistische Drängnis männlich, frisch und brüderlich in Wort und That in aller Einfachheit vertreten wird, wenn die Arbeiter mehr Gelegenheit finden, sich über die großen religiösen und sittlichen Fragen frank und frei auszusprechen und über sie auf energisch volksfreundlicher Grundlage und mit liebevollem Eingehen auf ihre Zweifel orientiert werden, wenn wuchtig für eine durchgreifende freie Sozialreform von christlichen Kreisen in der Oeffentlichkeit gewirkt wird und dabei namentlich — nach englischen Erfahrungen — die Ausübung des Koalitionsrechts in gesetzlich gesicherterer Weise vertreten wird, wenn im Religions- und Konfirmandenunterricht überall statt Dogma und Kirchenlehre das Leben Jesu, des Meisters und Retters von Sünde, Not und Tod, anschaulich, kräftig und praktisch hervortritt und damit die Arbeiterzweifel bei der Jugend bereits im Keime erstickt werden: dann wird man sehen, wie der viel mißverstandene, verbitterte moderne Arbeiter in seinen besseren Vertretern sich freudig dem wahren Christentum erschließen wird. Und bei der Führerschaft, die die denkenden gelernten Arbeiter innerhalb der Arbeiterkreise haben, und dem ungeheuren Zusammenhang der Arbeiter unter sich, wird sich eine Umstimmung der Gesinnungen leichter verbreiten, als in anderen Volksschichten.

Aber noch einmal: Zweierlei ist zu einem solchen religiösen Frühling in der Arbeiterschaft nötig: eine klarere, heroischere Erkenntnis und Hervorhebung dessen, was Jesus selber wollte, und ein tieferes, kenntnisreicheres und volksbrüderlicheres Verständnis des modernen Arbeiters, seiner Zweifel, seiner Nöte, seiner Sehnsucht.

Arthur v Broecker

*) Vgl. Nr.

Aus der neueren Missionslitteratur

— Chinaschriften ausgeschlossen — Vgl. Nr. 3 und 15 —

3. Die evangelische Mission der Gegenwart

Eine charakteristische Erscheinung des deutschen Missionslebens der Gegenwart sind die Missionskonferenzen, die nach dem Vorbild der von Warneck 1879 in der Provinz Sachsen gegründeten in allen Teilen Deutschlands zusammengetreten sind. Sie stellen sich die Aufgabe, außerhalb allen kirchlichen Parteiwesens stehend, den Missionssinn zu wecken und Missionskenntnis zu verbreiten. Einige zwar sind einzelnen Missionsgesellschaften attachiert, die meisten aber haben keine solche Bindung und hoffen, durch eine Vertiefung und Erweiterung des Missionsinteresses indirekt allen Gesellschaften zu dienen. Die Konferenzen veranstalten Versammlungen, unternehmen litterarische Arbeiten und regen zu solchen an, organisieren Missionslehrkurse und Missionspredigtreisen, durch einige sind auch bereits Missionsstudienreisen subventioniert worden. Dieses reiche und je nach den provinziellen Verhältnissen sich modifizierende Programm hat den Konferenzen ein rasches Aufblühen verschafft, man zählt jetzt 16 Verbände mit insgesamt 8500 Mitgliedern. Diese Organisation ist schon jetzt ein wichtiger Faktor und wird noch an Bedeutung zunehmen, wenn der bereits begonnene engere Zusammenschluß zu einzelnen größeren Gruppen fortschreiten sollte. Unter den Leistungen der Konferenzen kommen hier nur ihre litterarischen Arbeiten in Frage und zwar wiederum nur die im Buchhandel erschienenen. Besonders große Rührigkeit entfaltet die Konferenz des Königreichs Sachsen. Ihr Jahrbuch (Leipzig, Wallmann 1901. 208 S. 1,50 Mk.) hat in dem laufenden Jahr schon seinen 14. Ausgang gehalten und kann

nach Anordnung und gediegenem und reichhaltigem Inhalt geradezu als Muster gelten. Ueber das durch die Konferenzen in Pommern, Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Schlesien und Brandenburg gemeinsam herausgegebene und von Grundemann redigierte Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen (Berlin, M. Warneck. 96 S. 1 Mk.) kann noch wenig gesagt werden, da es erst im vorigen Jahre ins Leben getreten ist. Der Name des Herausgebers sichert seiner weiteren Entwicklung unser Interesse. Das der ersten Ausgabe später hinzugefügte Ergänzungsheft, ebenfalls aus der Feder Grundemanns: Die evangelische Mission auf den Karolinen. Skizzen nach den amerikanischen Originalberichten (Berlin, Berliner Missionsgesellschaft 1900. 31 S. 30 Pfge.) liest sich sehr gut. — Ein ganz neues Unternehmen sind die in Farbendruck ausgeführten Missionswandbilder (Justus Naumann [E. Ungelenk], Dresden. Preis der drei Bilder zusammen 6 Mk., einzeln 3 Mk.), die von der Missionskonferenz im Königreich Sachsen herausgegeben werden und zwar in der Größe 60 × 80 Zentimeter. Bei diesem ersten Versuch, dem wir den besten Erfolg wünschen, ist Deutsch-Ostafrika der Schauplatz. Das erste Bild zeigt die Ankunft einer Missionskarawane am Kilima-Ndscharo, das zweite eine Heidenpredigt unter den Dschagganegern, das dritte eine Missionsstation am Kilima-Ndscharo. Hoffentlich werden bald weitere Serien folgen.

Die junge evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika erfreut sich großer Beliebtheit, und eine rasch anwachsende Litteratur sorgt dafür, unsre Kenntnis zu vertiefen und uns auf dem Laufenden zu halten. Wir greifen nur Einiges heraus, Bücher, die zum Teil kaum noch eines empfehlenden Wortes bedürfen, aber als vorzügliche Mittel zur Information hier doch nicht bei Seite gelassen werden dürfen. Das gilt beispielsweise von dem Werk des Pastors Carl Paul: Die Mission in unsern Kolonien. Das zweite „Heft“, übrigens ein Buch von 352 Seiten (Leipzig, Fr. Richter 1900. 4 Mk.), das von „Deutsch-Ostafrika“ handelt, bietet eine ausgezeichnete Gesamtdarstellung der dortigen evangelischen Mission, die nicht nur dazu geschrieben sein sollte, überbürdeten Pfarrern für Missionsstunden rasche und gediegene Information zu vermitteln. — Ueber die ersten sechs Jahre der Herrnhutischen Thätigkeit im Nyassagebiet hatte schon 1898 der frühere Missionsdirektor G. Burkhardt in dem Zyklus Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden (3. Heft. Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Jansa. 1,50 Mk.) anschaulich und plastisch, wie in den vorangegangenen Heften, referiert. — Speziell dem weiblichen Leserkreis seien die Reisebriefe von Frau Missionar A. Zeeb Nach Deutsch-Ostafrika (Herrnhut, Missionsbuchhandlung. 70 S. 30 Pfge.) warm empfohlen. Sie sind weder zu brav noch zu lang, und Hochzeitsreisen nach Rungue haben zur Zeit noch den Reiz der Seltenheit. Es war wirklich ein guter Griff, diese frischen und natürlichen Berichte, die zunächst nur den Angehörigen galten, einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. — Das Buch des Missionars Paul Döring: Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika (Berlin, M. Warneck. 179 S. 1 Mk.) ist bereits bekannt durch den großen Absatz, den es gefunden hat. In fünf Monaten 5000 Exemplare, das ist in der That ein seltener Erfolg, aber ein wohlverdienter, dürfen wir hinzufügen. —

Nach Südafrika führt uns das interessante Werk von Alfred Bertrand: **En Afrique avec le missionaire Coillard. A travers l' Etat libre d' Orange, le Pays des ba-Souto, Boulouwayo** (Genf, 1900. 203 S. 4 Frs.). Der Verfasser, der zwei Jahre zuvor über eine Reise an den Sambesi in den Jahren 1894 und 1895 ein größeres Werk veröffentlicht hatte (**Au pays des ba-Rotsi, Haut-Zambèse, Voyage d' exploration en Afrique**, Paris, Hachette 1898), giebt uns hier eine liebenswürdige Schilderung der von ihm mit Coillard, dem berühmten Begründer der Sambesimission der Pariser Missionsgesellschaft, unternommenen Reise. In Deutschland ist diese Pariser Missionsgesellschaft leider noch viel zu wenig bekannt. Ihr monatlich erscheinendes Organ (**Journal des missions évangéliques**) ist aber nicht nur niemals langweilig, sondern geradezu spannend und ist getragen und durchweht von dem sprühenden Geiste des französischen Protestantismus, der in seiner Frische und in seinem Thatendrang einen unvergleichlichen Zauber zu entfalten vermag. Bertrands Buch eröffnet einen Einblick in die Arbeit der Pariser unter den Bassutos. Es ist vornehm auch in der Ausstattung, fast luxuriös, aber doch nicht prunkend; die Illustrationen sind mit wenigen Ausnahmen vortrefflich. Warum erreichen unsre deutschen Missionsschriften nur selten dieses Niveau? In den letzten Jahren sind wir freilich weiter gekommen, die Leser sind anspruchsvoller geworden und die Verleger haben Manches gelernt. Ein Buch wie das vorliegende mag weitere Anregungen geben.

Die gute Botschaft, jene Serie von größeren Missionstraktaten, die dem Prediger Hermann Schneider in Herrnhut zu immer neuer Bewährung seines eminenten Erzählertalentes Gelegenheit geben, hat durch Nr. 10 „Am Xentu“ (Lebensbild des Missionars Baudert in Kaffraria) eine Bereicherung erfahren, die dem Fortgang des Unternehmens nur förderlich sein wird. Vielleicht ist es nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die vor mehreren Jahren erschienene Schrift Schneiders „Ein Besuch in Paramaribo“ (260 S. 1 Mk.) Nr. 3 dieser Sammlung ist. — Der fleißigen Feder desselben Autors verdanken wir die Schrift: Moskito. Zur Erinnerung an die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Mission der Brüdergemeine in Mittelamerika. (Herrnhut, 1899. 143 und 230 S. 2,20 Mk.) Angesichts der durch die Einverleibung Moskitos in die Republik Nikaragua 1894 geschaffenen politischen Lage mußte auf eine Jubiläumsschrift, die auch die gegenwärtigen Verhältnisse in den Kreis der Besprechung zog, verzichtet werden. Jene Annexion hat das Land unter ein Staatswesen gebracht, in dem das spanische Element und damit der römische Katholizismus die Herrschaft in der Hand hat. Von dieser Seite ist nun ein Kampf gegen die Herrnhutische Mission begonnen worden, der zunächst auf das Gebiet des Schulwesens sich beschränkt, aber über die letzten Ziele der Regierung kaum einen Zweifel gestattet. Nähere Mitteilungen über diese Krisis brachte das Septemberheft des Missionsblattes der Brüdergemeine 1900. Ueber ihren Endausgang ist es schwer, Vermutungen zu äußern. Unsre Hoffnungen ruhen darauf, daß es der Regierung an Festigkeit und Beharrlichkeit fehlen wird und daß sie außer Stande sein wird, die evangelischen Schulen zu ersetzen. Da es sich hier um einen Gemeindebestand von rund 5000 Mitgliedern handelt, wird das Schneidersche Buch, das über die geschichtlichen Voraussetzungen dieses stattlichen Ergebnisses treuen und entsagungsvollen Liebesdienstes unter den Indianern zuverlässig unterrichtet, auf dankbare Benutzung rechnen dürfen. Die Einführung in das Detail und in die Eigentümlichkeit der Arbeit erreicht der Verfasser dadurch, daß er dem Leser das Leben eines einzelnen Missionars und zwar des jetzt in Herrnhut sich aufhaltenden Predigers Martin, der dreißig Jahre an der Moskitoküste gewirkt hat, gewissermaßen als Verkörperung der Missionsgeschichte, vor Augen führt. Zur Abfassung dieses zweiten Teiles vereinigten sich Missionar und Missionsschriftsteller. Vormittags wurde gemeinsam geplant, erzählt, besprochen, nachmittags und abends vom Verfasser allein geschrieben und ausgearbeitet; abschnittweise wanderten dann die Ausarbeitungen zu dem Erzähler, der sie durchsah. So erzählt uns Schneider im Vorwort. In der That ein ideales Zusammenarbeiten!

Carl Mirbt

Selbstanzeigen

Geistliches Liederbuch, 187 Schülerchöre, zugleich zwei- und dreistimmig, für Kirche, Schule und Haus, von G. Weimar, Lehrer an der Oberrealschule in Darmstadt. Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung. 231 S. Gebunden 2,50 Mk.

Zu den mancherlei Mitteln, den Gottesdienst zu beleben, gehört auch der Chorgesang. Und zu den von dem Kirchenchor vorzutragenden kirchlichen Gesängen gehören in erster Linie die Choräle unsrer evangelischen Kirche. Es sollte sich kein Kirchenchor für zu gut halten, einen Choral in mustergiltiger Ausführung der Gemeinde vorzusingen. Für den Schülerchor aber wird der Choral fast der ausschließliche Singstoff sein. Motetten sind für ihn zu schwer, andre Kompositionen nicht würdig oder nicht wertvoll genug. Und viele Gemeinden,

namentlich auf dem Land, besitzen überhaupt keinen Kirchenchor. Da ist denn der Schülerchor der geborne Kirchengesangverein. Auch dem religiösen Gesang in der Schule würde es nützen, wenn er sich nicht auf Einstimmigkeit beschränkte. Bisher mangelte es aber an einer genügenden Auswahl des Stoffs, namentlich für die Festzeiten. Diesem Mangel möchte mein Buch abhelfen. Es möchte dazu beitragen, unser herrliches deutsches Kirchenlied und seine alten kräftigen Weisen ins Volk hineinzusingen und die undeutschen, süßlichen, kraft- und gehaltlosen, mit dem englischen Methodismus in Beziehung stehenden „geistlichen Lieder" zu verdrängen. Ein besondre Einrichtung des Drucks ermöglichte es, die 374 Sätze auf zwei Dritteln des sonst notwendigen Raums unterzubringen. Daß durchschnittlich drei Textstrophen eingedruckt wurden, erspart es, beim Singen dieser Chöre noch nebenher ins Gesangbuch zu schauen, während die beigegebenen drei Register es ermöglichen, zu jedem Text der gebräuchlichsten Metra einen passenden Chorsatz leicht aufzufinden. Für die gute Ausstattung des Buchs verdient der Verlag wärmste Anerkennung.

Darmstadt G. Weimar

Soziales Rittertum in England. Ein Reisebericht von Walther Classen. Hamburg, C. Boysen. 53 S. 60 Pfge.

Die Reise wurde unternommen, um die sogenannten Universitätskolonien, namentlich in Ostlondon, kennen zu lernen, wo akademisch gebildete Männer sich ganz der Arbeit unter den Armen und den Wilden der Großstadt widmen. Am Schluß der Schrift kommen praktische Vorschläge für heimische Verhältnisse.

Hamburg Walther Classen

Kultus- und Geschichtsreligion. (Pelagianismus und Augustinismus.) Ein Beitrag zur religiösen Psychologie und Volkskunde von Pfarrer Lic. J. Jüngst. Gießen, J. Ricker 1901. 79 S. 1,60 Mk.

Drews fordert in einem aktuellen Artikel (Monatsschrift für kirchliche Praxis I. Jahrgang S. 1—8) die Aufnahme religiöser Volkskunde und Psychologie (im Sinn von Gebhardts „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre") als Fach der praktischen Theologie. Meine Schrift, dem nachkommend, schildert die beiden Hauptausprägungen christlicher Frömmigkeit, Augustinismus und Pelagianismus, aus dem heutigen religiösen Volksleben heraus. Dabei stelle ich aber beide Erscheinungen in den großen Zusammenhang der Religionsgeschichte und suche durch psychologische Analyse an ihnen als an konkreten Beispielen die Probleme darzulegen, die sich in diesem Fall aus der objektiven religionswissenschaftlichen Methode für die Theologie ergeben. J. Jüngst

Verschiedenes

Der Stand der Schulbibelsache in Württemberg. In Württemberg hatte die fünfte Landessynode beschlossen, die Oberkirchenbehörde um Herausgabe eines biblischen Lesebuches zu bitten. Im Juli 1898 erschien es und ist das beste biblische Lesebuch, das wir besitzen. Aber plötzlich brachen trübe Fluten hervor, die Alles zu verschlingen drohen.

Im Lehrerboten wandte sich im November 1898 der Verein evangelischer Lehrer an das Konsistorium gegen das Lesebuch. Er erkennt manches darin an, tadelt aber z. B., daß der Ausdruck Hurerei vermieden und daß dafür Unzucht gesetzt ist: „denn was soll sich der Schüler unter diesem Worte denken?" — Dasselbe würde man ebensoviel ja noch mehr zu fragen berechtigt sein bei jenem Worte, denn es dürfte weniger bekannt sein als das im sechsten Gebot zu lernende und zu erklärende „züchtig". Sie sind gegen ein biblisches Lesebuch, weil sich „der biblische Unterricht in den oberen Klassen trotz mancher Schwierigkeiten ganz gut und mit Segen ohne allen Schaden an der Hand der Vollbibel erteilen lasse", und weil das Lesebuch die Vollbibel verdrängen werde. Statt des Lesebuches wünschen sie ein biblisches Lehr- oder Hilfsbuch, das den für die Volksschule vorgeschriebenen Stoff enthält, mit erklärenden und veranschaulichenden Beigaben.

Bald darauf, Juni 1899, erhoben sich die altpietistischen und die Michael Hahnschen Gemeinschaften und wandten sich an das Konsistorium gegen das biblische Lesebuch. Sie fürchten, das Lesebuch werde die Vollbibel aus den Familien verdrängen, das Ansehen des göttlichen Wortes schädigen, die Waffen gegen die Unsittlichkeit schwächen, weitere Bearbeitungen herbeiführen, die sich immer weiter von der Bibel entfernen, Verstimmung hervorrufen gegen die kirchlichen Behörden.

Auch Pfarrer Alexander Elsässer u. A. wandten sich in gleichem Sinne an dieselbe Behörde. Sie führen aus: Das Konsistorium habe 1870 ein Verzeichnis der Bibelstellen herausgegeben, die in der Schule gelesen werden sollen. Die (10—14jährigen) Kinder hätten die Vollbibel in der Hand behalten, „um schon früh einen durchdringenden Eindruck von der geschlossenen Einheit der heiligen Schrift als eines organischen Ganzen, wo jedes Glied notwendig ist, zu bekommen und durch öfteres Nachschlagen darauf hingewiesen zu werden, daß auch die bei der getroffenen Auswahl übergangenen Teile der heiligen Schrift wesentliche Stücke des Ganzen bilden." Wie durch solches Herumsuchen in der Bibel und Auslesen kleiner Stücke und Uebergehen der Hauptmasse „ein durchdringender Eindruck von der Einheit der Schrift" erreicht werden soll, ist dem Schreiber dieses und wohl auch manchem Leser unverständlich. Das Gegenteil meinen wir, wird erreicht werden: Geringschätzung des Buches und die Meinung, daß an dem Uebergangenen Nichts gelegen sei. Wenn die Kinder aber gar einmal in dem Uebergangenen eine sittlich anstößige Stelle finden, werden sie weiter suchen, mehr finden und die Verehrung vor der Bibel ist dahin. Daher empfehlen so ernste Bibelfreunde, wie Geh. Kirchenrat, Professor D. Rietschel in Leipzig, den Kindern die Vollbibel ja nicht ohne strengste Aufsicht zu überlassen und sie im Schulschrank verschlossen zu halten.

Das Beste leisten zwei Volksschullehrer. Der eine behauptet, das Württembergische Lesebuch habe „unmittelbar gesprochene Worte Gottes verstümmelt" und führt als Beleg 1. Mos. 3, 16, Jes. 7, 14, Matth. 1, 23 an. Hier ist der Ausdruck schwanger beseitigt! Hierzu, fügt er bei, gehöre ein Mut, den sterbliche Menschen Gott und seinem Worte gegenüber nicht haben sollten. Das habe sicher der Satan erlaubt. Der Verfasser muß das ja wissen, wenn er auch vieles Andere nicht weiß, z. B. daß Comenius auch diesen Satansmut gehabt und zwei, sage zwei Schulbibeln verfaßt und herausgegeben hat, was in der Christlichen Welt schon 1892 zu lesen war; oder wenn er nicht weiß, was seihen oder seigen ist und von den Schulbibelverfassern sagt: „man säugt Mücken und verschluckt Kamele." Nehmen wir an, daß wir es hier mit einem Druckfehler zu thun haben. Der Andere macht Eingaben an den König, das Kultusministerium, die oberen Kirchen- und Schulbehörden, den Synodus, die Unterhirten unseres Herrn, die Wiedergeborenen in allen Ständen und beruft sich auf die ganz mißverstandene Stelle Ps. 119, 126: „sie haben dein Gesetz zerrissen", die er auch ohne Kenntnis des Hebräischen aus dem Zusammenhang richtig hätte verstehen können. Thron und Altar sind nach diesem Eiferer bedroht, wenn das Lesebuch eingeführt wird: „das die sexuellen Sünden nahezu ausgemerzt und teilweise unrichtig übersetzt hat." Man achte auf die eigentümliche Ausdrucksweise! Stellen wie 5. Mose 6 (das sollst du deinen Kindern einschärfen), sogar 5. Mose 27, 11—26, die doch ganz und gar nichts mit dem Bibellesen zu thun haben, werden hierherbezogen. Ein biblisches Lesebuch ist ein Satanswerk: „Tretet mit Buße den Rückweg an, ehe ihr ihm (doch wohl dem Satan?) zum Raube werdet!" „Teure Mitbrüder in unserm Herrn Jesus! Ihr seid stumme Hunde, wenn ihr euch nicht regt. In Liebe euer Mitbruder."

Dennoch haben die Verhandlungen der sechsten Württembergischen Evangelischen Generalsynode im Januar einen für das biblische Lesebuch günstigen Verlauf genommen, dank dem eingehenden Bericht der Kommission (Professor Fischer und Amtsdekan Kopp) und vor allem dank der vortrefflichen Haltung der Oberkirchenbehörde, des Präsidenten Freiherrn von Gemmingen und des Prälaten von Sandberger. Es wurde zunächst festgestellt, daß ein biblisches Lesebuch kein kirchliches, sondern ein Schulbuch sei, und daß seine Einführung demnach der kirchlichen Gesetzgebung nicht unterliege. Das hatte schon 1876 Professor Biedermann in Leipzig in der zweiten Kammer des sächsischen Landtages betont. Nach seiner Ansicht hat die sächsische Synode kein Recht, Einspruch zu erheben gegen eine Schulbibel, sie kann das nur, wenn das religiös-kirchliche, das evangelisch-lutherische Moment rgendwie berührt wird; in Bezug auf die Form und bloß vom pädagogischen Standpunkt aus habe sie eine Direktive nicht zu geben. So erklärte auch die Württembergische Oberkirchenbehörde, sie habe die Sache an die Synode gebracht, nur um sich ihre Zustimmung und um dem hinauszugebenden Buche das Vertrauen weiterer Kreise zu sichern. Sie beabsichtige nicht die Einführung vorzuschreiben, sondern sie freizulassen. Habe sich das Buch in den Schulen bewährt, dann sei die Zeit gekommen zu einer behördlichen Anordnung. Schon jetzt aber soll das vorliegende Lesebuch mit einer Empfehlung der Oberkirchenbehörde hinausgegeben werden.

Sodann beschloß die Synode weiter, daß jede Verarbeitung des Bibelwortes, z. B. eine Evangelienharmonie, ausgeschlossen bleibe und ein biblisches Lesebuch hergestellt werde, das eine (im Wesentlichen nur der Ausdehnung nach beschränkte) Quellensammlung sei. Man beschloß also, den Lehrern etwas viel Besseres zu geben, als sie selber gewünscht haben (ein biblisches Handbuch). Soll dem Schulunterricht das Lesebuch zu Grunde gelegt werden, so soll doch der Konfirmandenunterricht freie Hand haben in der Wahl des Lesebuchs oder der Vollbibel. Die drei Bearbeiter des Lesebuchs, Stadtpfarrer Zehle, Oberschulrat Gundert und Prälat von Sandberger, haben sich eng ans Lutherwort und an die durchgesehne Bibel angeschlossen, weil sie darin nicht eine Erschwerung, sondern eine Bereicherung des Unterrichts sehen. Die Synode wünscht aber doch noch die Beseitigung einiger unverständlicher Wörter und Wortformen. Ueber die Einführung soll der Geistliche im Einvernehmen mit der Ortsschulbehörde und dem Kirchengemeinderat zu entscheiden haben.

Eine weitergehende Kürzung des Alten Testamentes ward schon aus dem Grunde abgelehnt, weil das Buch auch für höhere Schulen bestimmt ist. Der Antrag, das Neue Testament unverkürzt aufzunehmen, wurde abgelehnt. Franz Dix

Nicht durch Schuld des Herrn Verfassers kommt der vorstehende Bericht erst heut ans Licht, nachdem inzwischen das Werk bereits erschienen ist: Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen. Amtliche Ausgabe. 824 Seiten, 8 Karten. Gebunden 1,50 M. Stuttgart, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt. Der Preis ist erstaunlich billig, die Ausstattung vorzüglich. Fürs erste wurden 10000 Exemplare gedruckt. Gleichzeitig erschien in dritter umgearbeiteter Auflage im selben Verlag: Novum Testamentum graece curavit Eberhard Nestle. Taschenformat, 657 Seiten, 5 Karten. In Kaliko gebunden 1,20 Mk., in Leder 2,40. R

„Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes in der apostolischen Zeit und in der Gegenwart" ist der Titel eines Vortrages, den Pastor Georg Stosch auf der Bielefelder lutherischen Konferenz gehalten hat. (Gütersloh, Bertelsmann 1900. 27 S. 40 Pfge.) In gewandter und geistvoller Darstellung vergleicht der Verfasser die Gegenwart mit der apostolischen Zeit, deren Merkmale er festzustellen sucht und als Maßstab benutzt. Er sagt mancherlei Gutes und Beherzigenswertes, daneben spricht er aber auch recht allgemeine, einseitige und übertriebene Urteile aus. Für die neuere Entwicklung der Theologie hat er kein Verständnis. Sieht man aber weniger auf die theologischen Urteile als auf die religiöse Wärme und Kraft des Vortrags, so hofft man, daß doch die Kreise, deren Urteilen und Empfinden er wiederspiegelt, sich nicht auf die Dauer und grundsätzlich wenigstens einer schrittweisen Verständigung entziehen möchten.

W Bornemann

Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsre Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. Mit Buchschmuck von F. W. Cissarz. Leipzig, Eugen Diederichs 1901. 475 S.

Die Lehre Tolstois kritisch darzulegen und auf einen systematischen Grund zu stellen, unternimmt Eugen Heinrich Schmitt. Er ist ein Anhänger von Tolstois Anschauungen, aber er will diese gleichsam unterbauen, weil sie ohne eine solche Fundierung seiner Ansicht nach ins Wanken geraten könnten. Der Unterbau ist nun sehr breit, aber leider nicht tief und solide genug ausgefallen. Es ist eine Art Religionsphilosophie, was Stein und Mörtel zum Fundament hat hergeben müssen. Die Tendenz des Verfassers ist somit durchaus richtig und anerkennenswert, und dem ihr zu Grunde liegenden Gedanken wird Tolstoi selbst seine Zustimmung nicht versagen können. Ist doch nach ihm eine wahre und einheitliche Weltanschauung und die aus ihr hervorgehende Erkenntnis der sittlichen Aufgabe die Grundvoraussetzung für eine sinngemäße und vernünftige Gestaltung und Umgestaltung des Lebens. Auch die zweite Voraussetzung Schmitts ist ohne Weiteres zuzugeben: daß nur die Philosophie die Basis für eine richtige Lebensauffassung darbieten könne. Aber wohlgemerkt: eine richtig verstandene Philosophie. Das ist nun gerade Schmitts schwache Seite So sehr er uns auch überreden möchte, er sei im Vollbesitz der Wahrheit, so hartnäckig er beteuert, daß seine Behauptungen „für jeden Menschen notwendige" Vernunfteinsichten seien: in der Wissenschaft ist es nun einmal nicht zuläßig, Jedermann aufs Wort zu glauben, selbst bei der größten Hochachtung, die man für den Urteilenden hegen mag. Darum muß man gerade Schmitt gegenüber um so energischer betonen, daß sich eine ernste Untersuchung einer Philosophie, wie er sie vertritt, verschließen muß. Sofern Philosophie mehr sein will als Kritik der Erkenntnis, als eine Theorie der Methoden der Wissenschaften, sei es nun von der Natur, der Sittlichkeit oder der Kunst, gehört sie nicht in den Zusammenhang schlichter Forschung. Eine Philosophie, die unter Ignorierung des langsamen und mühevollen Weges der Wissenschaft auf eigene Faust oder durch Zuhilfenahme eines mystischen Vermögens, wie z. B. der intellektuellen Anschauung, eine Lösung der Probleme des menschlichen Geistes unternimmt, mag in der Dichtung ihr Wesen treiben, aus dem Reiche der Wissenschaft müssen wir sie hinausweisen. Was uns aber Schmitt als Philosophie auftischt, ist trotz der Verwahrungen des Verfassers eine unkritische Metaphysik, die eine unklare Mischung aus einer schlecht verdauten Identitätsphilosophie und modernen naturwissenschaftlichen Spekulationen darstellt. Damit ist aber für eine tiefere Begründung des Tolstoischen Standpunkts nicht Viel anzufangen. Denn das Fundament ist mindestens so schwankend als die Lehre selbst. Tolstois Philosophie gleicht einem natürlichen, wild emporgesproßten Gewächs. Sein Denken steht den Kulturproblemen noch völlig naiv gegenüber. Er schleppt noch nicht die Last einer nach Jahrtausenden zählenden Tradition nach sich. In dieser Unbefangenheit liegt uns gegenüber seine Ueberlegenheit und sein Mangel. Die neuen Anregungen, die mehr in genialer Intuition empfangenen als in strenger Forschung erschlossenen Gedanken Tolstois aufzudecken und für den Fortschritt der Kultur nutzbar zu machen: dazu bedarf es noch einer Einreihung dieser Gedanken in ein wissenschaftliches System und ihres Anschlusses an die in Jahrhunderten erprobten Methoden des Denkens. Dazu aber hätte sich dem Verfasser der vorliegenden Schrift der Idealismus Platos und Kants darbieten sollen. Erst aus dem reinigenden Feuer des Kritizismus konnte Tolstois Lehre geläutert und von allen Schlacken befreit hervorgehen. Indem aber Schmitt die Orientierung an den Gedanken dieser Denker verschmäht und sich allein auf seinen philosophischen Instinkt verläßt, verfällt er in ein wirres Gestammel, in dem die Hitze der Begeisterung der Gradmesser für die Dunkelheit und Nebelhaftigkeit der Vorstellungen ist. An der Hand Platos und Kants wäre uns Vieles bei Tolstoi klarer erschienen als durch die Brille Fichtes oder Schellings. Ueberhaupt redet der Autor zu viel von sich aus, zu wenig von Tolstoi. Die interessantesten Probleme sind kaum gestreift, einige gar nicht zur Erörterung gekommen. So Tolstois Stellung zur Willensfreiheit, zur Sozialdemokratie und zum sogenannten historischen Materialismus. Immerhin hat das Buch einige Verdienste durch Aufhellung der Grundtendenz, sowie durch Zerstörung grober Mißverständnisse über Tolstois Welt- und Lebensgedanken; doch scheint uns auch nach dieser Richtung schon Besseres vorhanden zu sein, wie z. B. die kurze Darlegung von Tolstois Rechts- und Staatslehre in Eltzbachers Anarchismus (vgl. Nr. 15, Sp. 350). Zum Schluß sei noch als Beispiel für den schwerfälligen verschlungenen Stil, sowie für die charakterisierte Unklarheit und Nebelhaftigkeit der philosophischen Vorstellungsweise die folgende Stichprobe aus dem Werke gegeben:

„Es ließe sich immerhin noch denken, daß in fortschreitender Verfeinerung und Verklärung die Welt des Sinnlichen und grob Stofflichen (denn zwischen Geist und Stoff ist kein sachlicher, sondern nur funktioneller Unterschied) sich allmählig auflöste oder vielmehr in eine ätherische Welt geistiger Funktionen, wo der »Urstoff«, der Aether wieder an die Stelle der, grobe Hemmungen der Allthätigkeit darstellenden schweren Materie träte. Aber auch hier in den Gebieten ätherisch geistiger Bethätigung haben wir es nicht mit etwas von sinnlichem Sein Grundverschiedenem, sondern nur mit Formen und Gebilden der verfeinerten widerstandslosen Bethätigung sinnlichen Lebens zu thun."

Ausstattung und Buchschmuck sind vornehm und geschmackvoll.

Carl Ritter

Kollegiales Sendschreiben an Ernst Haeckel. Von Friedrich Nippold. Berlin, Schwetschke 1901. 58 S. 1,20 Mk.

Unter die öffentlichen Gegner von Haeckels Welträtseln hat sich nunmehr auch sein Jenenser Kollege Nippold, der bekannte Kirchenhistoriker, eingereiht; freilich in einer sehr eigentümlichen Weise. Er richtet ein kollegiales Sendschreiben an Haeckel, das von Aeußerungen der Verehrung und Bewunderung für Haeckel überfließt und ihn nur aufs bescheidenste darauf aufmerksam macht, daß sein Buch bloß der Sozialdemokratie und den Ultramontanen Vorteil bringen werde, dagegen gerade die Beförderer des von ihm selbst gewünschten Fortschrittes, die liberalen Theologen, lahm lege.

Soweit hierin die Hochschätzung für Haeckel als Menschen zum Ausdruck kommt, so ist das für Alle, die die Verhältnisse direkt oder indirekt kennen, sachlich völlig berechtigt. Nur ist nicht recht klar, was diese Bekundung soll. Denn Haeckels Buch wird dadurch um Nichts besser oder unschädlicher. Es giebt eben vortreffliche Menschen, die — besonders wenn sie philosophieren — sehr kurzsichtig und durch ihre nur allzu leicht faßliche materialistische Beschränktheit sehr gefährlich werden können. Auch die andre Hauptidee Nippolds ist gänzlich zutreffend und könnte Haeckel wohl zu denken geben; nur ist sie längst ausgesprochen und für den Kundigen selbstverständlich.

Weshalb Nippold all das als Sendschreiben drucken läßt und weshalb er nicht lieber privatim den heimkehrenden Kollegen damit begrüßt, ist nicht recht einzusehen. Allerdings ist in diese brieflichen Ergießungen der Abdruck einer 1884 gehaltenen Rede „Ueber die naturwissenschaftliche Methode in ihrer Anwendung auf die Religionsgeschichte" eingebettet. Allein um ihretwillen ist das Ganze wohl schwerlich gedruckt worden. Denn sie enthält von Naturwissenschaft und von den daraus folgenden religiösen Problemen fast gar nichts, sondern nur die übliche Verwechslung naturwissenschaftlich exakter und historisch-exakter Methode und einige sehr oberflächliche Bemerkungen über Heliozentrismus und Mirakel. Gut gemeint ist das — außer den unvermeidlichen Seitenblicken auf die „herrschende Schule" — alles, aber geholfen ist mit solchen sehr verwaschenen Uebereinstimmungen von Wissenschaft, Kultur und Christentum recht wenig.

Troeltsch

Machiavelli. Unter dem Gesamttitel Politiker und Nationalökonomen geben die beiden Berliner Professoren Schmoller und Hintze eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen heraus, welche den Plan verfolgen, „eine neue Durchforschung und eine aus dem lebendigen Geist moderner Weltauffassung und Wissenschaft entspringende Würdigung der politischen und sozialen Systeme, die im Laufe der letzten vier Jahrhunderte die denkenden Köpfe und das Leben der Völker beherrscht haben", in der Form von Biographien zu bieten, die nicht ausschließlich auf den Leserkreis der Fachleute rechnen, sondern die politische und soziale Bildung von Frauen und Männern der weitesten Volkskreise klären und vertiefen wollen. Als erste dieser Biographien ist erschienen Machiavelli aus der Feder des Erlanger Professors Richard Fester. Stuttgart, F. Frommann 1900. Broschiert 2,50, gebunden 3 Mk. Das Buch ist dem Andenken des Fürsten Bismarck gewidmet.

Die Gedanken des Machiavellismus sind Jahrhunderte lang dermaßen verdunkelt und entstellt worden, daß der bloße Name Machiavelli für Männer selbst wie Shakespeare und Friedrich den Großen identisch war mit einer unsittlichen, politischen Klugheitslehre. Noch Thomas Carlyle, der doch sonst alle engherzigen Vorurteile und befangene Prinzipienschwärmerei weit hinter sich gelassen hat, nimmt Anstoß an dem „verkehrten kleinen Büchlein", das dem Florentiner Kanzler seine Bedeutung für alle Zeit gegeben hat. Die schonungslose Schärfe, der unbeirrbare Freimut, der rücksichtslose Radikalismus und Realismus Machiavellis haben diese grausame Mißachtung und Verkennung zur Folge gehabt. Erst die Gegenwart urteilt gerechter. Trotz aller abgeschmackten Verleumdungen lebt das Unvergängliche seiner Ideen fort in den Besten aller Völker. Friedrichs des Großen Urteil über Machiavelli reiht sich dem bekannten Urteil über das Nibelungenlied, über Samuel Pufendorf würdig an. Denn Niemandem stand dieser unbesiegbare Fürst näher als den Nibelungenhelden, und als Staatsmann ist er der geistverwandte Meister der Theoretiker Machiavelli und Pufendorf.

Nachdem wir selbst Jahrzehntelange, aufreibende und oft tragisch erschütternde Kämpfe um den nationalen Staat hinter uns haben, nachdem auch Italien sein einheitliches, weltliches Staatswesen in langem, heißem Kampf errungen hat, finden wir, daß dieser scheinbar so harte Mann Recht behalten hat, wenn er die rettungslose Fäulnis

des Kirchenstaates, die Unsittlichkeit aller Theokratien klar erkannte und die Welt nachzudenken zwang über die weltliche Natur des weltlichen Staates.

Ein Buch, das uns die Persönlichkeit Machiavellis menschlich näher rückt, die Ideen Machiavellis kulturgeschichtlich verständlich macht, das Bleibende an seinen Ideen unbefangen würdigt, ist Festers Biographie Machiavellis. Das Urteil des Verfassers ist durchaus ruhig und unparteiisch. Mit gleicher Strenge beurteilt er den sittenlosen Spanier Roderigo Borgia, den späteren Papst Alexander VI., wie er an Savonarola nachweist, daß dieser durchaus nicht zu den Vorläufern der Reformation gezählt werden darf. Mit Wohlwollen zeichnet dagegen Fester das Bild des Papstes Julius II., dem Machiavelli allerdings auch kühl und skeptisch gegenüberstand.

Im zweiten Teile seiner Schrift giebt Fester eine Charakteristik der historischen, poetischen und politischen Bücher Machiavellis, die in einer Analyse des Principe gipfelt und darstellt, was Machiavelli seinen Zeitgenossen sagen wollte. Er war kein Herold phantastischer Herrenmoral, sondern der Prophet des modernen, rein weltlichen Staates. Trotz aller Verkennung durch Jesuiten und Calvinisten, welch letztere ihm sogar die Verantwortung für die Bartholomäusnacht aufbürden wollten, ist er doch der kongenialste Bundesgenosse Martin Luthers auf italienischem Boden gewesen.

Wer es unsagbar traurig findet, daß dieselben Mächte des Ultramontanismus, die Machiavelli als die Ursachen alles staatlichen Niedergangs gebrandmarkt hat, in der ganzen Welt wieder an ihrem „staatserhaltenden" Werke sind; wer an der modischen, allgemeinen Urteilslosigkeit, die auch solchen Elementen nationales Empfinden zutraut und von ihnen Heil und Rettung in sozialen Nöten erwartet, nicht teilnehmen kann; wer mit Bedauern die blasierte Kälte wahrnimmt, mit der man heute an den heiligsten, religiösen Fragen und ihrer gewissenlosen, politischen Ausbeutung stillschweigend vorbeigleitet, der wird sich an der Männlichkeit Machiavellis erfreuen und durch sein politisches Urteil zu eignem Nachdenken angespornt fühlen. Der Sammlung, die mit diesem Machiavelli eröffnet wird, wünschen wir einen glücklichen Fortgang im Geiste dieses ersten Buches. Heinrich Reuß

Aus Kunst und Leben. Am 15. Mai wurde die schon vorher viel besprochene Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie eröffnet. Wenn auch Vieles noch unfertig war, so konnte man sich doch schon recht gut einen Begriff machen nicht nur von dem, was diese Künstler wollen, sondern auch von dem, was sie können. Sie wollen eine Kunst für uns Leute von heute. Damit sind wir wieder bei der Frage, die uns in der Christlichen Welt schon so oft beschäftigt hat! Was ist modern? Diese Ausstellung antwortet: modern sein heißt vor allem individuell sein. Es giebt keine Allerweltsschablone, durch die sich Jeder eine allgemeingiltige Weltanschauung auf die Seele pausen lassen kann. Jeder entwickele das Beste aus sich, entfalte alles Hohe, das in ihm ist. (Die Frage, ob ein Mensch das allein aus sich selbst heraus vermag, ist ja eine Frage für sich, die für uns längst beantwortet wurde.) Modern sein heißt weiter zu einer ganz persönlichen, inneren Harmonie gelangen, die sich dann auch ihr entsprechendes Aeußere prägt. Es giebt nicht eine Harmonie für alle Menschen, sondern für jeden nur eine besondere, die er allein hat. Menschenseelen sind nicht wie Rekrutenkörper, denen allen man ein und dieselbe Uniform anziehen kann In der Harmonie des Einzelnen offenbart sich die Schönheit, die als Sehnsucht unter allen Menschen von heute umgeht. Das ist keine Schönheit, wie man sie früher verstand, sondern auch sie ist durchaus individuell. Ein gesundes Korrektiv dagegen, daß sich dieser Individualismus überschlägt und zur Fratze verzerrt, liegt in dem echt modernen Grundsatz, der dieser ganzen Ausstellung an die Stirne geschrieben ist: Was unpraktisch ist, kann nicht schön sein. Nenne ich jetzt noch die überraschende, jauchzende Freude an der Farbe, die für die Freude am Leben spricht — man will nicht mehr wie Hedda Gabler in Schönheit sterben, sondern in Schönheit leben —, so habe ich damit in der Hauptsache gesagt, was in dieser Ausstellung um Ausdruck ringt und vielfach wirklich zum Ausdruck kommt. Alle diese Gedanken sind nicht neu. Aber neu ist, daß man hier versucht hat, sie nach allen Seiten zu verwirklichen. Namentlich gilt das von Professor Olbrichs Schöpfungen. Er scheint mir überhaupt das stärkste Talent zu sein, mag er nun einen Suppenteller, Gabel und Messer, Gläser, Schränke oder Häuser schaffen.

Am Abend war dann noch eine Vorstellung in dem festlichen Haus für die Darmstädter Spiele. Es ist kein Theater im gewöhnlichen Sinn, sondern eine sehr stimmungsvoll lila gehaltene Halle. Ihre Bühne besitzt keine Kulissen, Soffiten und Dekorationen, auch ist sie nicht durch Rampe und Orchester vom Zuschauerraum getrennt, vielmehr verbindet ein terrassenartiger Aufgang Bühne und Zuschauerraum aufs engste. Gespielt wurde ein Weihespiel und verschiedene lyrische Szenen von Wilhelm Holzamer, und gesungen wurde Hugo Wolfs Komposition von Goethes „Anakreons Grab." Wenn auch Manches noch nicht recht zusammenstimmte, wenn die Zuschauer meist auch noch mehr verblüfft als ergriffen waren, so zeugte doch auch hier Alles von edlem Streben nach freierer, schönerer Kunst, als sie die Normaltheater bieten. Auch die Schauspieler mühten sich redlich, nicht zu „schauspielern"; aber es genügte ihnen auch nicht, nur „natürlich" zu spielen, wie es der Naturalismus gelehrt hat. Sie wollten weder das alte, hohle Pathos noch die bloße Natürlichkeit, sie strebten nach einem neuen Stil, einer Harmonie von Schönheit und Natürlichkeit.

Kurz und gut: man spürt überall, hier will wirklich ein Neues, Besseres werden, geboren aus starkem Idealismus und großer innerer Ehrlichkeit. Man kann nur wünschen, daß sich Alles noch weiter auswächst, reift und klärt. Und das wird geschehen, wenn der Idealismus und die innere Ehrlichkeit dem Unternehmen und seinen Leitern treu bleiben. Hoffen wir es; denn daß diese Kunst uns Leuten von der Christlichen Welt sympathisch sein muß, liegt ja schon in dem, was ich gesagt habe. Wer kann, versäume die Ausstellung und die Spiele nicht. H F

Kleine Mitteilungen. Der Mai ist gekommen! Zu dem, was unsre Nr. 19 über den Sänger des Mailiedes gesagt hat, schreibt man uns aus Bevensen unter dem Datum des Himmelfahrtsfestes: „Vergessen wird er nicht! Heute ist am zweiten Pfarrhause hierselbst eine Gedenktafel aus schwedischem Granit angebracht und eingeweiht, die in erhabenen Buchstaben die Inschrift trägt: »Hier wohnte von 1869 bis 1898 Pastor J. W. Lyra, berühmter Komponist geistlicher und weltlicher Lieder, der uns u. a. die Melodie geschenkt hat: Der Mai ist gekommen. Gewidmet von Freunden und Verehrern.« Die große Versammlung, die der Feier beiwohnte und am Schlusse gemeinsam das Lied unter Posaunenbegleitung sang, zeugte von der Liebe, die der Sänger noch jetzt in seiner alten Gemeinde besitzt."

Das zweite Jahrbüchlein der Gustav-Glogau-Gesellschaft ist erschienen. Wer sich für Gustav Glogau und seine Religionsphilosophie interessiert, (vgl. Christliche Welt) bezieht es um 40 Pfge. von der Geschäftsstelle der Glogau-Gesellschaft, Herrn Pastor La Roche in Derwitz bei Groß-Kreuz (Mark).

Die nahende Pfingstwoche bringt große kirchliche Versammlungen fast in allen Gegenden des Vaterlandes. Unsere Gedanken grüßen besonders den Evangelisch-sozialen Kongreß, der in Braunschweig seine zwölfte Tagung erleben wird. Das Verbot der Frauenbeteiligung hat ihr schon im voraus Ruf und Charakter gegeben. Die getreuen Freundinnen des Kongresses, die immer wieder zur Stelle waren, müssen also diesmal daheimbleiben. Das Programm hat Verlockendes genug. Schön, daß Herr von Berlepsch sich hat zu einem Vortrage gewinnen lassen; er wird mit Professor Delbrück über „soziale Entwickelungen nach Aufhebung des Sozialistengesetzes" referieren. Das Thema „Bildungsbedürfnisse des deutschen Arbeiters", dem Pastor Pfannkuche in Osnabrück anvertraut, hat uns in Nr. 19 beschäftigt, und auch unsre heutige Nummer bringt einen Beitrag dazu. Pastor Dörries in Hannover wird den ersten Vortrag über „Erziehungspflicht der Kirchengemeinden gegenüber sozialen Mißständen" halten; damit kehrt der Kongreß zu einem alten, nicht veralteten Gegenstande zurück. (Pfannkuches und Dörries' Leitsätze, in Nr. 5 der Mitteilungen des Kongresses, sind zu haben beim stellvertretenden Generalsekretär Lic. Schneemelcher Berlin SW, Johannistisch 3.) Heinrich Sohnrey, der über „ländliche Wohlfahrtspflege" eine Spezialkonferenz angekündigt hat, ist unsern Lesern in voriger Nummer, wenn sie ihn noch nicht kannten und schätzten, von einem verständnisvollen Freunde vorgestellt worden. Mögen die Verhandlungen dem Vaterlande und der Kirche Gewinn bringen; es thut dem Geist, der den Kongreß ins Dasein gerufen hat, noch immer Pflege not! R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 3. Juni 5 Uhr Rosenau: Schrempfs neueste Schrift „Luther ins Menschliche übersetzt."

Gotha. Mittwoch 5. Juni nachm. 3½ Uhr im „Schützen": Das Evangelium im Katholizismus und Protestantismus (nach Harnack).

Schopfheim. 3. Juni nachmittags ¼4 Uhr: Das Evangelium und die Armut (nach Harnack S. 56 ff.)

Versammlungskalender

28.—30. Mai Kirchlich-soziale Konferenz Stuttgart
28.—30. „ Evangelisch-sozialer Kongreß Braunschweig
28.—30. „ Evangelische Arbeitervereine Speier
28.—30. „ Deutscher Evangelischer Schulkongreß Berlin
29. „ Evangelisch-lutherische Mission Leipzig
6. Juni Theologische Konferenz Gießen
8.—17. Juli Ferienkursus Kiel
5.—17. August Ferienkursus Jena
30. September 1. Oktober Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.—3. Oktober Gustav-Adolf-Gesamtverein Köln
8. (?) „ Evangelischer Bund Breslau
15.—17. „ Ferienkursus Bonn

Die glückliche Geburt eines gesunden Töchterchens zeigen hocherfreut an

Pastor Lic. **A. Stülcken u. Frau**
Else geb. Heick

Lübeck, den 11. Mai 1901

Theologische Konferenz zu Gießen

Donnerstag den 6. Juni 1901 10 1/2 Uhr

Referat von Professor D. Oscar Holtzmann (Gießen): „Die jüdische Schriftgelehrsamkeit zur Zeit Jesu.“

Vortrag von Pfarrer Lic. Sardemann (Diakonissenhaus Wehlheiden-Cassel): „Welche Aufgaben erwachsen der Kirche aus der Gemeinschaftsbewegung?“ Diskussion.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
Gr. Illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Villa Herzberg

Pension und Erholungshaus

in Dornholzhausen bei Homburg v. d. Höhe

fünf Minuten vom Walde am Fusse des 580 m hohen Herzbergs. Ruhige Lage in grossem Garten; herrlicher Blick auf den Taunus und auf Homburg. Mit Homburg durch elektrische Bahn verbunden. Pensionspreis je nach Lage und Grösse der Zimmer 4—7 Mk. Näheres durch die Verwaltung.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Bibliographie
der
Theologischen Rundschau

Die der „Theologischen Rundschau“ bisher beigegebene Bibliographie wird vom laufenden Jahrgang ab aus der engen Verbindung mit der „Theologischen Rundschau“ gelöst, um sie auch den Abonnenten der übrigen theologischen Zeitschriften meines Verlags, der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis“, der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“, der „Chronik der christlichen Welt“, des „Archivs für Religionswissenschaft“ und der „Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht“ zugänglich zu machen.

Von 1901 ab erscheint die Bibliographie eines Jahres in vier Heften und wird den Abonnenten der erwähnten Zeitschriften versuchsweise zum Vorzugspreise von 18 Pf. pro Druckbogen geliefert. Aufrundung des Preises eines Jahrgangs — z. B. von M. 1.44 auf M. 1.50 — bleibt vorbehalten. Für Nichtabonnenten der obigen Zeitschriften wird der Preis der Bibliographie erhöht.

Die „Theologische Rundschau“ selbst erscheint in dem ursprünglichen Umfange von ca. 33 Bogen zum alten Preise und kann nach Belieben auch ohne die Bibliographie bezogen werden.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Leviticus

Erklärt
von
Lic. Dr. **Alfred Bertholet,**
a. o. Professor an der Universität Basel

(Kurzer Hand-Kommentar zum Alten Testament, Abteilung III)

Im Einzelverkauf M. 2.40. Gebunden M. 3.40

Die Bücher der Chronik

Erklärt
von
Lic. Dr. **I. Benzinger,**
Privatdozent der Theologie in Berlin

(Kurzer Hand-Kommentar zum Alten Testament, Abteilung XX)

Im Einzelverkauf M. 3.—. Gebunden M. 4.—

Das Buch Daniel

Erklärt
von
D. **Karl Marti,**
ord. Professor der Theologie in Bern

(Kurzer Hand-Kommentar zum Alten Testament, Abteilung XVIII)

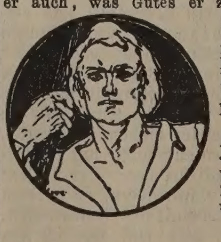
Im Einzelverkauf M. 2.35. Gebunden M. 3.35

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg